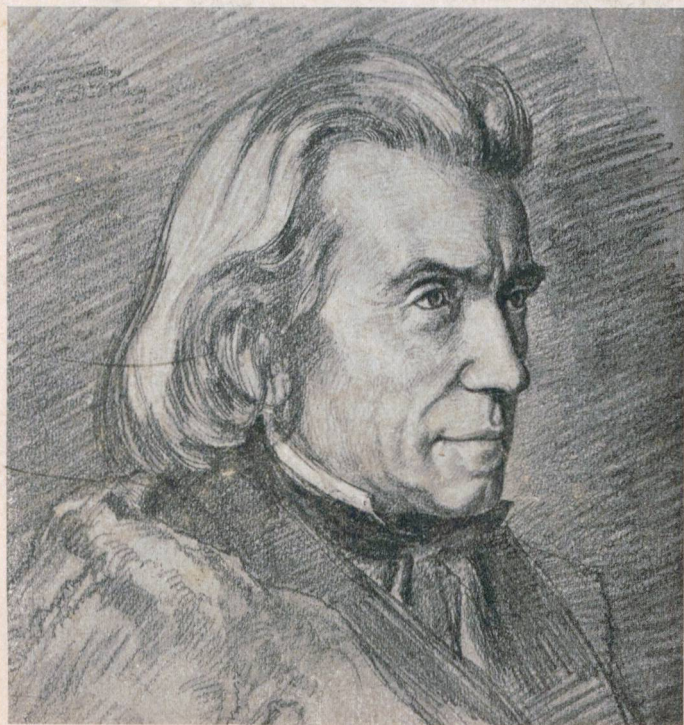


ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Dr. Friedrich Seebaß

Ludwig Richter

KÜNSTLER UND CHRIST

Sein Leben, Wirken und Glauben



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Ludwig Richters

Werke, sowohl seine großen Gemälde in den verschiedensten Wiedergaben, wie seine ungezählten Holzschnitte sind durch Generationen hindurch wahrhaftes Eigentum des deutschen Hauses geworden. Sein Künstler-tum ist von seltener Echtheit und Ganzheit und vermag auch noch in unserer Zeit Alter und Jugend zu erfreuen. Von seinem Lebenswege berichtet dies Büchlein nach Richters eigenen Aufzeichnungen und Nachträgen seines Sohnes Heinrich. Ganz besonders vermag den heutigen Leser die Geschichte seiner inneren Entwicklung zu fesseln, seines mit Christus in Gott verborgenen Lebens, das, beginnend mit einer verschwommen tastenden Frömmigkeit des jungen Künstlers, in Rom seine entscheidende Wendung erfährt und dann durch frohe, erfolgreiche Schaffenszeiten wie durch Leiden und Schicksalsschläge festgehalten wird und den eigentlich tragenden Grund für Werk und Wesen dieses einzigartigen, bescheiden gebliebenen Mannes bildet.

Ohne die schweren Kämpfe um seinen Glauben und manche Anfälle von Schwermut zu verschweigen, hat Richter seine tiefen Erfahrungen und lauterer christlichen Gedanken in Tagebüchern und Briefen niedergelegt, von denen die wichtigsten im zweiten Teile dieses Büchleins für den heutigen Leser ausgewählt wurden.

Ludwig Richter

Sieben- und achtundzwanzigster Band der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Es erschienen bis jetzt:

- | | |
|---------|--|
| Band 1 | Bodelschwingh |
| » 2 | Pastor Dr. Wilhelm Busch |
| » 3 | Johann Christoph Blumhardt |
| » 4 | Carl Hilty |
| » 5 | Samuel Keller |
| » 6 | Baronin Wurmb von Zink |
| » 7/8 | Matthias Claudius |
| » 9/10 | Mathilda Wrede |
| » 11 | Heinrich Jung-Stilling |
| » 12/13 | Paul Gerhardt |
| » 14 | Johann Sebastian Bach |
| » 15 | Schwester Eva von Tiele-Winckler |
| » 16/17 | D. Otto Funcke |
| » 18/19 | Toyohiko Kagawa |
| » 20 | Kurt von Knobelsdorff |
| » 21 | Henriette Freiin von Seckendorff |
| » 22/23 | Jakob Gerhard Engels |
| » 24 | Elias Schrenk |
| » 25/26 | Markus Hauser |
| » 27/28 | Ludwig Richter |
| » 29/30 | Ludwig Hofacker |
| » 31/32 | Gräfin Waldersee, Tante Hanna,
Mutter Fischbach |
| » 33/34 | Johann Friedrich Oberlin |
| » 35/36 | Franziskus von Assisi |
| » 37 | C. H. Spurgeon |
| » 38 | D. Walter Michaelis |
| » 39 | Pestalozzi |

Die Reihe wird fortgesetzt.

Ludwig Richter

Künstler und Christ

Sein Leben, Wirken und Glauben

von

Dr. Friedrich Seeß



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN/BASEL

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	5
<i>I. Teil: Richters Lebensgang</i>	
Kindheit, Schuljahre, Lehrlingszeit	7
Erste Kunstreise	13
Drückende Enge und Wendung zur Freiheit	16
Nach Italien	18
Künstlerleben in Rom	20
Die Bekehrung	25
Der letzte Winter in Rom	29
Heimkehr nach Dresden	32
Lehramt in Meißen	34
Als Professor in Dresden	40
Auf dem Höhepunkt	43
Allerlei Reisen	46
Schwere Schicksalsschläge	49
Letztes Schaffen und neue Reisen	52
Lebensausgang	58
<i>II. Teil: Richters Glaubenszeugnisse</i>	
nach seinen Briefen und Tagebüchern	61
Literaturangaben	100

Copyright by Brunnen-Verlag Gießen 1952

Printed in Germany

Gesamtherstellung: Brühlsche Universitätsdruckerei, Gießen

Vorwort

Ludwig Richter hat im hohen Alter eine Selbstbiographie geschrieben, „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“, die allerdings nur die erste Hälfte seines langen Lebens schildert. Sie gehört zu den schönsten Büchern in deutscher Sprache, weil diesem volkstümlichsten aller deutschen Künstler die Fähigkeit zur schlichten, anschaulichen Erzählung angeboren war, so daß sich in diesem tiefen, klaren Seelenbilde die ausgehende künstlerische und religiöse Romantik im Erlebnis eines einzelnen und seines Werdeganges zur allmählichen Reife abspiegelt. Ohne jedes Selbstlob, vielmehr in aller Bescheidenheit und Altersweisheit blickt der Meister auf seine Jugend- und Mannesjahre zurück; in schweren Kämpfen ringt er sich immer wieder dahin durch, in allen Wendungen seines Lebens die Führung durch Gottes Hand zu erkennen.

Über die letzten vier Jahrzehnte Richters sind wir durch wertvolle „Ergänzende Nachträge“ unterrichtet, die sein Sohn Heinrich auf Grund seines eigenen Miterlebens und gestützt auf Tagebuch-Niederschriften und Briefe der Selbstbiographie hinzufügen konnte. Ihm verdanken wir es, daß uns auch die dunkle, schwermütige Seite im Leben und Wesen des Vaters nicht unbekannt geblieben ist, so daß es unmöglich sein sollte, hier nur von einem naiv kindlichen und beschaulichen Menschendasein, von der Geborgenheit einer gutbürgerlichen Existenz zu sprechen: auch Richters unermüdliches Schaffen, die innig-schlichte Atmosphäre seines harmonisch glücklichen Familienlebens ruht auf

dem Untergrunde tieferen Ringens und schmerzlichen Entsagens. Das oberflächliche Bild, das in jüngster Zeit die öffentliche Meinung von dem Meister beherrschte, der über hundert Jahre lang durch seine wahrhaft volkstümlich gewordenen Zeichnungen und Holzschnitte in allen deutschen Landen geliebt und verehrt war, wird widerlegt durch bedeutende Schöpfungen von größeren und kleineren Landschaftsgemälden, Aquarellen und Radierungen seit seiner römischen Zeit, wie durch die tief nachdenklichen Betrachtungen, die hier und da in die Erinnerungen und sonstigen Aufzeichnungen eingeflochten sind; vor allem aber durch die sein ganzes Leben durchziehenden Äußerungen über das Geheimnis seines Innern, über sein Verhältnis zu Gott. So soll dies Büchlein gerade auch die Gnade Gottes in seinem Leben und die tiefe selbsterrungene Frömmigkeit Ludwig Richters deutlich werden lassen, der, aus einer Zeit völlig verwässerten oder gar verloren gegangenen Christentums stammend, den Weg von der Aufklärung zum echten Christusglauben fand, der ihm in schweren Schicksalsschlägen und in allerlei Anfechtungen, namentlich in langen Perioden von Schwermut, zum wirklich tragenden Lebensinhalt wurde.

I. TEIL

Richters Lebensgang

Kindheit, Schuljahre, Lehrlingszeit

Ludwig Richter wurde am Tage vor St. Michael, dem 28. September 1803, in Dresden geboren. Sein Vater war Zeichner und Kupferstecher, der im Dienste des damals berühmten Akademieprofessors Adrian Zingg als dessen erster Gehilfe arbeitete und sich neben diesem rein handwerklichen Betrieb durch Radierungen für Volkskalender und durch farbige Landschaftsbilder für Kunsthändler etwas hinzu verdiente und seinen Sohn schon als Knaben zu diesem Broterwerb heranzog. Richter hat aufs anschaulichste in den Erinnerungen von der kleinbürgerlichen Welt erzählt, in der er aufwuchs; die Großeltern beiderseits spielten in seinen Kinderjahren eine bedeutsame Rolle; sie vertraten noch ganz die alte Zeit, d. h. das achtzehnte Jahrhundert voll unendlich poetischen Reizes, und so hielt auch das Gedächtnis mit erstaunlicher Frische und Genauigkeit die ersten Eindrücke aus dieser großelterlichen Umgebung fest.

„Eine meiner frühesten Erinnerungen ist ein Besuch bei Großpapa Müller, der ein kleines Kaufmannslädchen und ein Haus mit sehr großem Garten auf der Schäferstraße besaß. Auf dem Wege zu den Großeltern waren wir bei einem Hause vorüber gekommen, vor welchem ein schöner Rasenplatz mit vielen blauen Glocken- und weißen Sternblumen meine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte, daß ich kaum von der Stelle zu bringen war. Als ich aber bei den Großeltern angelangt und regaliert worden war und vor dem Hause herumtrippelte — ich zählte damals etwa drei Jahre —, fielen mir die wunderschönen Sternblumen wieder ein, und ich wankelte in gutem Vertrauen fort durch mehrere einsame

Gassen und gelangte auch richtig zu dem Gehöfte mit dem schönen Rasenplatz, wo ich denn für Großpapa einen prächtigen Strauß pflückte und wieder formarschierte. Da ich aber nur vertrauensvoll meiner Nase nachging und diese vermutlich damals ein noch zu kleiner Wegweiser war, so brachte sie mich nach der entgegengesetzten Richtung auf weiten, weiten Wegen in die Stadt. Ich war sehr verwundert, daß Großpapas Haus auch gar nicht kommen wollte, trotzdem es Abend wurde. Lebhaft erinnerlich ist mir's, wie ich kleines Wurm, den Blumenstrauß fest in der Hand, um Mitternacht auf dem im Mondschein ruhenden Altmarkt stand, ein so winzig kleines Figürchen auf dem großen, öden Platze; da kam der Rettungengel in Gestalt eines Ratswächters, den Dreimaster auf dem Kopfe und Säbel an der Seite, von dem im Schatten liegenden Rathause herüber, fragte mich und trug mich zu der in Todesängsten schwebenden Mutter; denn man hatte das verlaufene Kind bereits auf dem Rathause gemeldet, und mein wirklicher Schutzengel hatte mich glücklich davor geführt.“

Die ersten künstlerischen Anregungen verschaffte ihm ein dicker Stoß Bilderbogen, die im Laden des Großvaters Müller zum Verkauf lagen, und die er alle mit Muße betrachten konnte: „Außer der ganzen sächsischen Kavallerie und Infanterie waren da auch ‚die verkehrte Welt‘ mit herrlichen Reimen darunter, ‚das Gänsespiel‘, ‚die Kaffeegesellschaft‘, ‚Jahreszeiten‘ und dergleichen, alle in derbem Holzschnitt, grell, bunt bemalt. Der ehrbare Meister und Verleger dieser Kunstwerke war ein Friedrichstädter Mitbürger, Rüdiger, den ich auch mehrmals mit ehrfurchtsvoller Bewunderung die Schäferstraße hinabwandelnd gesehen habe. Großer Dreimaster, zwei Haarwülste und Haarbeutel, apfelgrüner Frackrock, Schnallenschuhe und langes spanisches Rohr, so schritt er ehrenfest daher.“

Anschließend wird der von Nebengebäuden eingeschlossene Hof mit dem daran stoßenden Garten geschildert: „Welch ein Schauplatz süßester Freuden! Da wurde mit der Jugend der Nachbarschaft ein Vogelschießen veranstaltet, am Johannistag um eine hohe Blumenpyramide von Rosen und weißen Lilien getanz, oben die herrlich duftende Vorratskammer besucht, wo die süßen Zapfenbirnen und anderes frisches und trockenes Obst in Haufen lagen, unten der Schweinestall mit seinen Insassen rekognosziert, und Welch ein Festtag, wenn das Tier geschlachtet wurde.“

Aber nicht nur die bunt charakteristische Kundschaft des Großvaters in jenem armen Stadtteil mit den vielfältigen Originalen und der unverdorbenen Kinderwelt hat auf Richters künstlerisches Gestalten in späteren Jahren entscheidenden Einfluß gehabt, sondern früh schon erwachte in ihm die Liebe zur Natur, wenn er im Garten für sich spielte: „Noch bis heute berührt mich der Anblick der Blumen, aber nur der bekannten, welche ich in der Jugend sah, ganz eigentümlich und tief. In der Farbe und Gestalt, im Geruch und Geschmack mancher Blumen und Früchte liegt für mich eine Art Poesie, und ich habe die Früchte mindestens ebenso gern nur gesehen wie gegessen. Der Garten hatte Rosenbüsche in Unzahl. Wie oft guckte ich lange, lange in das kühle von der Sonne durchleuchtete Rot eines solchen Rosenkelches, und der herausströmende Duft mitsamt der himmlischen Rosenglut zauberte mich in ein fernes, fernes Paradies, wo alles so rein, so schön und selig war! Es stand am Ende des Gartens ein uralter Birnbaum, zwischen dessen mächtigen Ästen ich mir einen Sitz zurechtgemacht hatte. Manche Stunde verbrachte ich träumerisch in dem grünen Gezweig, um mich die zwitschernden Finken und Spatzen, mit Welch letzteren ich zur Zeit der Reife die Birnen teilte, die der alte Baum in Unzahl trug. Von diesem verborgenen

Aufenthalt überblickte man den ganzen Garten mit seinen Johannis- und Stachelbeersträuchern, den Reihen wild durcheinander wachsender Rosen, Feuerlilien, brennender Liebe, Goldlack und Levkoien, Hortensien und Eisenhut, Nelken und Fuchsschwanz — wer nennt alle ihre Namen! Dann zur Seite die Gemüsebeete, und über die Gartenmauer hinüber die gelben Kornfelder und die fernen Höhen von Roßtal und Plauen! Das war nun mein Bereich, wo ich mich einsam oder in Gesellschaft von Spielgenossen oder tätig beim Begießen der Gurken, des Kopfsalats, der Zwiebeln und Bohnen beschäftigte.“

Merkwürdig ist, daß neben so reichen Eindrücken aus Menschenwelt, Kunst und Natur das vorhandene religiöse Bedürfnis des Kindes völlig unbefriedigt blieb. Zwar hatte die evangelische Mutter seine Taufe durch einen protestantischen Geistlichen durchgesetzt, doch war für die spätere Erziehung des Knaben das katholische Bekenntnis des Vaters maßgebend, der als reiner Rationalist ohne jede innere Beziehung zu der christlichen Wahrheit blieb. Mit viel Humor zeichnet Richter die ersten Schulabenteuer auf, z. B. wie er, den jüngeren Bruder an der Hand, in wunderlichem Anzuge aus altem braunem Kapuzinerkuttentstoff, in Pelzmütze mit ein Paar Fausthandschuhen an grünen Bändern, das Ränzchen auf dem Rücken von der katholischen Schule ehrbar nach Hause strebt. „Hierbei wurden wir häufig in der Nähe des Prinzenpalais von einem Kometenschweif lutherischer Schulknaben in unserer Bahn gekreuzt und belästigt. Sie stellten uns, und herausfordernde Reden, wie sie die Helden vor Troja ihren Kämpfen vorangehen ließen, flogen hinüber und herüber, bis schließlich ein kleiner, kühner Ketzler uns mit weitschallender Stimme ‚katholische Möpfe‘ titulierte, worauf das Handgemenge begann und alle bunt durcheinander brachte. Schneeballen flogen, Lineale und

Bücherbände arbeiteten wacker, aber zuletzt wurden wir Katholischen aufs Haupt — vulgo auf die Pelzmütze — geschlagen und mußten, verfolgt vom Hohngeschrei der Lutherischen, den Rückzug antreten. Dies waren die ersten und heftigsten konfessionellen Streitigkeiten, die ich zu bestehen hatte.“

Die Eindrücke in der Kirche beschränkten sich darauf, daß der junge Ludwig während der Schulmesse das große Altarbild mit der Himmelfahrt Christi betrachtete, weil er kein Gebetbuch besaß, und er berichtet, daß jenes durch Jahre hindurch täglich gesehene Bild mit dem verklärten Ausdruck Christi und mit der Schönheit seiner ganzen himmlischen Erscheinung sich ihm tief in die Seele geprägt habe. Einmal hatte er von dem neben ihm knieenden Knaben Christoph von Schmid Genoveva zu lesen bekommen, eine Geschichte, die ihn zu so reichlichen Tränen rührte, daß der begleitende Lehrer auf seine ungewöhnliche „Andacht“ aufmerksam wurde. „Ob der warme Anteil an dem Schicksale eines frommen verleumdeten Weibes und ihres armen Kindes, ihr heiliges, unschuldig Leben in der Wildnis und das Hervorleuchten göttlicher Führung am Schluß der Erzählung nicht erbauender gewirkt hat als die mir damals noch wenig verständlichen Gebete seichter Andachtsbücher, ist mir kaum zweifelhaft.“ Wie so viele tieffromme Männer muß auch Richter feststellen, daß der Religionsunterricht in der Jugend denkbar mangelhaft war: „trockene Definitionen, die ich nicht verstand und die mich auch nicht interessierten, Aufzählung der göttlichen Eigenschaften, der drei Haupttugenden, der sieben Todsünden, der Gebote der Kirche und dergleichen; alles wurde dürr abgeleiert, nichts warm ans Herz gelegt und durch Gleichnisse und Biblische Geschichte anschaulich gemacht.“ Dennoch erschrak er, wenn er zufällig Zeuge spöttischer Bemerkungen von Erwachsenen über den Glauben an die christliche Lehre

wurde, und es bewegte ihn nachhaltig, daß der Vater diesen Spott seiner aufgeklärten Bekannten ohne Widerspruch hinnahm.

Heftig erschüttert wurde dann diese enge kleinbürgerliche Welt, als der Sturm der Befreiungskriege über die sächsische Heimat dahinbrauste; seine Schilderung der Kriegszeit mit all ihren Drangsalen, dem gänzlich zerrütteten und zerrissenen Familienleben so vieler Menschen, der bitteren Geld- und Lebensmittelnot, den brennenden Dörfern in der Umgebung, den Tausenden von Verwundeten erinnert stark an die von uns erlebten Schicksale, wenn es auch nicht ganz an heiteren Szenen inmitten des Unheils fehlt. Zehn Jahre alt, erlebte er Ende August 1813 die mehrtägige blutige Schlacht, die Napoleon den Alliierten bei Dresden lieferte. Mit seinem Vater zusammen war der junge Ludwig auf den Dachboden gestiegen, um durch ein kleines Fenster den immer gewaltiger werdenden Kampf zu beobachten, bis beide durch Granaten, die in der Nähe einschlugen, in den Keller vertrieben wurden.

Die Schulverhältnisse kamen in diesen Jahren nur erst langsam wieder zu einer Ordnung, so nahm der Zwölfjährige seinen Platz neben des Vaters Arbeitstisch ein, weil es sich für diesen von selbst verstand, daß der Sohn seinen Beruf erlernte; „in der Stille hegte ich zwar die Vorstellung, daß Malen noch etwas viel Herrlicheres sei als Kupferstechen; vorderhand mußte ich mich aber mit dem letzteren begnügen.“ In das fleißige, aber eintönige Gehilfenleben brach einmal ein heller Sonnenstrahl, als ihn nämlich der ehrwürdige gepuderte Professor Zingg, der zugleich sein Pate war, bei der besonders fein ausgeführten Kopie einer Radierung des holländischen Meisters Berghem überraschte, die der junge Zeichner schnell verstecken wollte. „Der alte Herr hatte sich in meiner Nähe auf einen Stuhl niedergelassen und eine Prise aus seiner goldenen Tabatière

genommen, als er meinen Vater fragte: ‚Was macht der Bue da?‘ Der Vater winkte mir: ‚Zeig’s mal dem Herrn Professor!‘ Ich wurde rot und brachte es ihm. Er betrachtete die Zeichnung lange und ließ beifällige Töne dabei vernehmen. Papa meinte ironisch: ‚Nichtwahr, man sollte denken, es sei von Berghem selber?‘ — ‚Ah by Gott! Aus dem Bue kann was werde‘, sagte darauf der alte Herr ganz ernsthaft, und ich wurde nun noch röter als zuvor, nahm mein Blatt und packte es ein, ganz in der Stille mit einem gehobenen seelenfrohen Herzen.“ Richter führt anschließend aus, daß dieser Ausspruch wie ein geflügeltes Wort in ihm lebendig fortgewirkt und ihn mächtig angefeuert habe, so daß er mit größerem Eifer unablässig weitergearbeitet habe.

Mit fünfzehn Jahren durfte sich Richter schon selbständig an einem Werk beteiligen, das der Buchhändler Christoph Arnold seinem Vater in Auftrag gab, Radierungen mit malerischen Ansichten von Dresden und Umgebung. So kam der Stubenhocker ins Freie, seine Phantasie wurde durch die Schönheit der Landschaft und allerlei Tageserlebnisse geweckt, so daß er über die verlangten „Prospekte“ hinaus viele muntere Einfälle auf die Kupferplatte einzeichnete. Als das große Werk 1820 erschien, prangte auf der Titelseite sein eigener Name neben dem des Vaters, der inzwischen an die Stelle Zinggs als Professor an der Kunstakademie getreten war.

Erste Kunstreise

Im selben Jahre 1820 durfte der Siebzehnjährige sich auf seine erste Kunstreise begeben, denn auf Empfehlung des bekannten Professors Graff nahm ihn der Oberstkämmerer der Kaiserin von Rußland, ein Fürst Narischkin, als Reisebegleiter mit; er sollte für ihn unterwegs künstlerische Höhepunkte seiner Fahrt durch

Europa zeichnen. Sie ging über das Elsaß durch das Rhône-tal nach Marseille und Nizza und endete in Paris, wobei der junge Künstler zwar durch seinen fürstlichen Herrn manche Demütigung und Not erleiden mußte, aber auch viele erhabene Eindrücke großartiger Landschaft und fremden bunten Volkslebens in sich aufnehmen konnte. Mit hundert Dukaten in Gold belohnt, fühlte er sich wie aus Gefangenschaft befreit, als er im Juni 1821 nach siebenmonatiger Abwesenheit wieder zu den Eltern, Geschwistern und — zu dem geliebten Mädchen zurückkehrte, das später seine Frau werden sollte. Um einen Blick in die Seele des so jungen Künstlers zu tun, sei hier zunächst eine Betrachtung wiedergegeben, die er in Marseille am 1. Januar 1821 niederschrieb, der sich die lebendige Schilderung einer südlich farbigen Landschaft ein paar Tage darauf anschließen möge.

Neujahrsmorgen.

Ich erwachte; noch lag dämmernde Nacht über dem Hafen. Die Sterne schwanden, ein blauer Himmel lächelte freundlich dem ersten Tag des Jahres entgegen. Ich öffnete das Fenster und atmete die frische Seeluft. Fern von der Heimat, unter fremden Menschen, unter einem ewig lächelnden Himmel, aber — nicht im Vaterlande! Dieser bekannte helle Stern, der mir oft in späten Sommernächten, oder auch im Winter auf die beschneiten Felder lächelte, winkt mir auch jetzt im bleichen Glanze aus dunklem Himmelsgrunde zu. Höre es, freundlich glänzender Stern, höre meine Bitte! Laß mich immer rein und schuldlos, wie jetzt, dich anschauen! Gib mir in bangen Leidensnächten Trost in meine Seele und Mut, alle Gefahren, alles Übel mit Geduld zu tragen. Ewig laß meine Liebe zu Gustchen sein; ewig, fest und unwandelbar, wie du! — Ich will tugendhaft bleiben und noch besser werden! Guter, heiliger Gott, du mein lieber Vater im Himmel, gib mir deinen Segen, steh mir bei in allen Nöten und sei mir ein so gütiger Vater, wie du mir's bis jetzt warst! Ich bete dich an, Allmächtiger!

In sanftem, roten Glanze steigt die Sonne empor und vergoldet die Höhen! Es wird lebendiger im Hafen, Musik ertönt. — Glockengeläute von Kirchtürmen in die heitere Morgenluft. Lustig flattern die bunten Wimpel auf den Schiffen, und in wilden Kreisen flattern die weißen Meertauben

über die blaue Wasserfläche. Da kommt Aliman und lispelt mir ins Ohr: „Ich gratuliere zum Neuen Jahr!“

O möge es ein glückliches, segensreiches Jahr werden!

Marseille, 22. Januar.

Heute machte ich einen stärkeren Ausflug und atmete wieder frei die frische Bergluft. Ich nahm meine Richtung nach den hohen Gebirgen, welche sich bis ans Meer hinabziehen, und ging aufs Geratewohl darauf los. In einem Dörfchen St. Loud zeichnete ich zuerst. Endlich erreichte ich das Gebirge und kletterte sogleich in eine kühle Schlucht, in welche die Mittags-sonne mühsam einen warmen Blick warf. Kahle, nackte Felswände fielen zu beiden Seiten senkrecht herab, und zwischen hohen Stufen tropfte der vertrocknete Quell hernieder. Es war eine schauerliche, öde Partie. Ich ließ mich auf einen Felsblock nieder, entwarf sie flüchtig und setzte dann meinen Weg weiter am Abhang der Felsen fort. Der Weg war sehr schmal und steinig, doch ging ich im Pinienschatten und hatte dabei rechts immer die herrlichste Aussicht auf die schönen Landhäuser, die Pinienhügel und blühenden Mandelbäume. Endlich kam ich auf einen schönen, gebahnten Fußsteig, welcher mich etwas höher hinauf zu einer Gruppe hoher Pinien führte. Ringsum Felsblöcke und steile Wände mit üppigstem Grün bewachsen, von Efeu umschlungen, der Boden mit feuerblitzenden, gelben Blumenbüschen bedeckt, dazu ein leises Rauschen in den hohen, schattigen Pinienwipfeln. Kühle und heilige Stille lagerte sich über dieses himmlische Plätzchen und über die Gegend, welche sich entzückend vor mir ausbreitete. Die Sonnenstrahlen brannten in die silberweißen Blütenbäume, und im heißen Dunste konnte ich sogar Marseille erblicken...

Sehr merkwürdig ist es, daß Richter mit siebzehn Jahren sich so überaus ernsthaft mit theoretischen Gedanken über die Probleme seiner Kunst beschäftigt, wie es z. B. ein Tagebucheintrag, Nizza, den 13. März 1821, in fesselnder Weise verrät:

Weder der große, erhabene, noch der wilde Stil in der Landschaftsmalerei ist meinem Charakter angemessen; mir paßt eher das Reizende, Liebliche und Enge. Wenn ich nun die Natur genau studieren und recht den Charakter, den jeder Gegenstand erfordert, ausdrücken will, so muß ich natürlich ein recht wachsames Auge auf die Natur richten, alles Schöne, das ich entdecke, aufzeichnen und mich recht sehr mit ihr vertraut machen.

Ich werde also die Natur recht genau nachahmen, z. B. die Lüfte, die verschiedenen Arten der Bäume, ihre besonderen Äste und Blätter, die vielerlei Arten von Stauden, Pflanzen und Kräutern, die Mittelgründe, Fernen, das Wasser usw. genau nach der Natur zeichnen (doch immer freier und ungezwungener, nicht wie die Schüler Dahls), überhaupt immer mehr auf den Effekt im ganzen sehn. Statt wie Dahl wilde und finstere Bergpartien, will ich lieblichere Gegenstände wählen und besonders immer auf Varietät sehen, auf schöne Beleuchtung und Effekt, auf den Charakter der Jahreszeiten, der Gegend und auf schöne, charakteristische Figuren.

Zwei Dinge in der Malerei erfordern tiefes Denken des Künstlers und sind ihm unentbehrlich. Je mehr er sie in seiner Gewalt hat, desto höher wird er steigen, und seine Werke werden den rechten Kunstwert bekommen. Das sind: Harmonie und Mannigfaltigkeit.

Harmonie ist das Schöne, Mannigfaltigkeit das Leben.

Drückende Enge und Wendung zur Freiheit

Die nächsten beiden Jahre arbeitete Richter aufs fleißigste an seiner künstlerischen Weiterbildung und fand dabei die fördernde Hilfe jenes Verlegers Arnold, der seinem jungen Freunde mehrere Aufträge gab, die dieser zur vollsten Zufriedenheit mit viel größerer Sicherheit, ursprünglicher Frische der Auffassung und Mannigfaltigkeit der Formen, als es die ersten bescheidenen Leistungen waren, ausführte, nämlich eine *neue* Folge von Radierungen mit Ansichten aus der Stadt Dresden und der Sächsischen Schweiz, deren absonderliche Felsgebilde plastisch und klar in der Luft stehend erscheinen und den großen Fortschritt in Auffassung und Technik des Zeichners erkennen lassen. Aber immer fühlte sich der so jugendliche Künstler beengt, bedrückt und unbefriedigt unter diesem Zwang des Brotverdienens; seine Sehnsucht ging nach wie vor zur Malerei, die in Dresden durch den oben genannten Norweger Dahl und den später berühmt gewordenen Caspar David Friedrich vertreten war. Nicht nur an ihren Werken schulte sich Richter, sondern er lernte auch auf der

Kunstaussstellung im Sommer 1822 Gemälde der damaligen Deutsch-Römer kennen, die, wie Klein, Catel, Rhoden, Erhard, ihm und den andern Künstlern seiner Generation tiefsten Eindruck machten. „Es war unter den jungen Malern, die allabendlich in einem gemeinsamen Vereinslokale lustig und strebsam verkehrten, ein Regen erwacht, eine Sehnsucht nach dem goldenen Süden, wie nie zuvor. Alle wollten das neue Licht an seiner Quelle schauen; es war, als strömte ein wunderbares Pulsieren aus der so fernen Alma Roma in alle jungen Herzen, und von einer Sehnsucht, einem begeisterten Zuge wurden sie ergriffen wie die Wandervögel, wenn der Frühling kommt.“

Ganz plötzlich nahm Richters Geschick eine glückliche Wendung, auf die er nicht gehofft hatte: der gute „Papa Arnold“, der als Verleger mit den letzten Radierungen Richters einen großen buchhändlerischen Erfolg gehabt hatte und der dem jungen Manne väterlich zugetan war, erschien eines Tages bei ihm und sagte: es müsse etwas für ihn getan werden; er möge recht bald sein Bündel schnüren und ihm die Sorge für das Reisegeld nach Rom überlassen. „Ich horchte hoch auf, wurde bleich und rot und drückte ihm, im ganzen Gesichte vor Freude strahlend, beide Hände; o wie glücklich! während mir die Tränen über die Backen liefen. Worte hatte ich nicht oder ich stotterte nur ein wenig hervor; aber wie glücklich er mich machte, sah er mir an und bedurfte gewiß keines andern Ausdrucks. „Ja, wissen Sie was, lieber Freund“, fing er wieder an, „wir machen das so: ich gebe Ihnen vorderhand vierhundert Taler jährlich, und zwar in vierteljährlichen Raten, und das wollen wir einstweilen auf drei Jahre festsetzen; so können Sie in Ruhe studieren, und das Weitere wird sich finden.““

Mit überschwenglichen Worten schließt Richter die Schilderung seiner Jugendzeit; er fühlte sich endlich

frei vom hoffnungslos ertragenen „Druck der ägyptischen Dienstbarkeit“, und beseligt sieht er nun das gelobte Land für alle Künstler, Italien, vor sich liegen; so kam bei ihm nicht einmal eine tiefergehende Rührung auf, als er von der heimlich Verlobten Auguste Freudenberg Abschied nahm, um andern Tags — es war Ende Juni 1823 — die weite Fahrt anzutreten, zunächst in einer unförmig großen gelben Postkutsche an die bayerische Grenze bis Hof.

Nach Italien

Von Hof aus begann die Wanderschaft; es ging zunächst über Nürnberg und München ins Salzkammergut, immer fleißig mit dem Zeichenstift und Skizzenbuch bereit, die neuen ungeheueren Eindrücke der Alpen festzuhalten, die dann später für größere Bilder verwertet wurden. In Salzburg, wo er sich einige Wochen aufhielt, hatte er eine Begegnung mit einem reformierten holländischen Steuermann, die sein Inneres aufrüttelte; dieser kehrte nach einem Schiffbruch mittellos von Triest nach seiner Heimat zurück und wurde von Richter mit ein paar Zwanzigkreuzern unterstützt. „Er sah mich mit dankbarem Blick an, als möchte er mir auch etwas Liebes erzeigen und sagte: ‚Ich habe einen langen Weg vor mir, aber ich habe einen guten Reisegefährten!‘ ‚O, das ist ja ein Glück!‘ erwiderte ich lebhaft im Gefühl, daß ich einen solchen schmerzlich entbehrte. ‚Wer ist es denn?‘ ‚Es ist der liebe Herrgott selber; und hier —‘ er zog ein kleines Neues Testament aus der Brusttasche — ‚hier habe ich seine Worte; wenn ich mit ihm rede, so antwortet er mir daraus. So wandre ich getrost, lieber junger Herr!‘ Nochmals dankte er und ging, mich aber hatte die Rede wie ein Pfeil getroffen, und ein Stachel davon blieb auch lange in meinem Herzen sitzen. Ich hatte an Gott nicht gedacht, für mich war er eine ferne, unbestimmte Macht, und

dieser arme Mann sprach und sah darein, als kenne er ihn recht wohl, als stehe er in lebendigstem Verkehr mit ihm, woraus ihm ein so getroster Mut, eine so freudige Zuversicht erwuchs. Sein kleiner Schatz, das Büchlein, war mir völlig fremd; ich hatte ja nie eine Bibel gelesen.“

Wenige Tage darauf in einer Zillertaler Gaststube eingeregnet, bekam er in melancholischer Stimmung von der Wirtin ein halbes Dutzend Bücher in die Hände, darunter ein Beicht- und Kommunionbuch, das bei seinem Wohltäter Arnold erschienen war. „Ich blätterte darin und fand Abschiedsreden Jesu aus dem Evangelium Johannes. Ich war überrascht, erstaunt, daß man so lange Reden und Aussprüche Christi besitze. Die Reden großer Griechen und Römer im Plutarch, den ich aus einer alten Übersetzung kannte, hatte ich so oft mit Begeisterung und Ehrfurcht gelesen, und hier war mehr! . . . wunderbare Worte! ein Klang aus einer höheren Welt, der mich groß und seltsam berührte, dessen Sinn ich aber doch nicht verstehen konnte, so klar und einfach die Worte lauteten. Ich wurde in eine seltsame unruhige Bewegung versetzt; es war, wie in Uhlands „verlorener Kirche“, der geheimnisvolle Glockenton im Walde; er gab ein leises Echo in meinem Innern, ich wußte aber nicht, woher er kam und was er wolle.“

Nach mancherlei Abenteuern und Begegnungen mit dem italienischen Landvolk und jungen deutschen Kunstgenossen auf der Reise zog Richter an seinem zwanzigsten Geburtstage, dem 28. September 1823, in Rom ein unter dem Läuten und Bimmeln aller römischen Glocken, was zuletzt ein eigentümliches Gesumme hervorbrachte, „welches wie eine Wolke über der Stadt schwebte und schließlich von der Engelsburg her mit dem Donner der Kanonen begleitet wurde. Auf wiederholtes Befragen, was dies zu bedeuten habe, erfuhr ich

endlich: das Konklave hat die Wahl Leos XII. zum Papst soeben verkündet. Tausend Empfindungen und Fragen bewegten das Gemüt, und vor allem war ich in gespannter Erwartung, was zunächst Kunst und Natur mich würde schauen lassen, und gleich dem andächtigen Pilgersmann betrat ich den Boden der Heiligen Stadt mit dem glückseligen Gefühle, am Ziele jahrelang gehogter Wünsche angelangt zu sein.“ Richter ahnte nicht, daß über Kunst und Natur hinaus ihm in Rom das entscheidende innere Erlebnis bevorstand, der Durchbruch zum echten Christusglauben, der forthin die Grundlage seines ganzen Daseins werden sollte.

Künstlerleben in Rom

Kaum in der Ewigen Stadt angekommen, drängte die so lange zurückgehaltene Neigung zur Malerei, die er bisher über der Brotarbeit des Kupferstechens überhaupt nicht betrieben hatte, unhemmbar hervor. So war es natürlich, daß er unter den Einfluß Josef Anton Kochs geriet, des alten, bedeutenden, seit Jahrzehnten in Rom ansässigen Tiroler Malers, der mächtige klassische Landschaften im heroischen Stil schuf. Mit liebevoller Ausführlichkeit und hoher Bewunderung schildert Richter den höchst originellen Lehrer, den alten lieben Meister, wie er ihn nennt, in seiner großen Bedeutung für die damalige Landschaftskunst. Auch an Humor fehlte es nicht, so wenn Koch in der begeisterten Beschreibung einer heiteren Hochzeitsszene in Olevano, die er gerade skizzierte, einigemal durch einen rücksichtslosen Floh gestört wurde, „der in einem seiner Strümpfe sein Wesen trieb; plötzlich erwischte er ihn, brachte ihn auf ein neben ihm liegendes Tamburin und machte ein höchst lustiges Gesicht bei dem musikalischen Knalleffekt, den der Knick hervorbrachte, mit welchem er den kleinen Räuber exekutierte. Schon

vorher hatte ich über den Zweck des Tamburins gesonnen, da ich mir nicht denken konnte, daß der Alte etwa in einer Arbeitspause zu seinem Vergnügen auf dieser Schellentrommel pauken sollte, obwohl auch dies nicht als völlig unverträglich mit seinem Wesen schien; denn er war voll wunderlicher Schrullen und Schnurrpfeifereien.“

Der Alte faßte bald Vertrauen zu seinem jugendlichen Verehrer und erzählte ihm viel von seiner eigenen harten Jugend als Hütebursche auf einer einsamen Tiroler Alm; einmal machte er sich selbst über eines der großartigsten italienischen Gemälde Richters her — übrigens zu seinem Schaden —, was dieser in launiger Weise beschreibt; auch gab er ihm wertvolle Winke und Ratschläge, z. B. die geplanten Bilder künftig nicht in voller Größe auf die Leinwand zu entwerfen, sondern sie auf ein Quartblatt zu zeichnen, „wodurch ich genötigt sein würde, vom Einzelnen abzusehen und auf gute Verteilung und schöne Linienführung zu achten; denn das Ganze muß eher da sein als die Teile, es ist das Erste und Ursprüngliche, und das Einzelne muß sich daraus entwickeln; das ist naturgemäß, und so schafft das Genie auch ohne das Gesetz zu kennen.“

Wie förderlich Kochs kundige Kritik für Richter wurde, beweist dessen großartiges Bild „Der Watzmann“, bei dessen Komposition Koch mit seinem väterlichen Rat geholfen hatte. Als das riesige Gemälde im Frühjahr 1824 vollendet war, freute sich der Alte fast wie über ein eigenes Werk; er hielt alle Bekannten auf der Straße an und schickte sie zur Besichtigung: „gehe Sie hin, das müsse Sie sich anschauen, 's ischt ein braves Bild!“ In der Tat besah nach und nach die ganze römische Kolonie die erste große Landschaft des Einundzwanzigjährigen und lobte sie. „Mit einem Schlage war er aus dem Dunkel ans Licht getreten, hatte er sich in diesem anspruchsvollen Kreise einen sichtbaren Platz erobert. Was konnte er Besseres wünschen?“ (Eugen

Kalkschmidt.) Als das Werk dann im folgenden Jahre auch im Dresdner Kunstverein ausgestellt wurde, beträchtliches Aufsehen machte und rühmliches Lob fand, war das für den jungen Künstler ein fast verwirrendes Maß von Anerkennung, da er, von sich aus schüchtern, immer wieder über seine eigentliche Begabung und den Sinn seiner Kunst grübelte.

Tatsächlich glaubte er als Kochs Schüler, daß die ideale oder historische Landschaft sein letztes Ziel sei, und wirklich gehören seine in Rom, in der Campagna und im Sabinergebirge entworfenen Gemälde zu seinen wertvollsten Werken. Sie entstanden zum Teil unter des Meisters Augen, jedoch spürte Richter bald das Andersartige seiner eigenen Begabung und gab sich in vielen Tagebucheinträgen die größte Mühe, seine Ansichten von der Kunst zu klären. Sie sind häufig als Niederschläge der Gespräche zu betrachten, die mit großer Lebhaftigkeit und echtdeutscher Gründlichkeit in Richters damaligem Freundeskreise geführt wurden, zu dem sich auch die ältere Künstlergeneration hingezogen fühlte, außer Koch der bekannte Bildhauer Thorwaldsen, die Maler Philipp Veit, Karl von Rhoden und andere. Von besonderer Bedeutung jedoch wurde für ihn der freundschaftliche Verkehr mit seinem Landsmann Julius Schnorr von Carolsfeld. „Ich fühlte mich gehoben und glücklich durch sein Lob und seine mir geschenkte Zuneigung; denn zu ihm sahen wir ja alle mit Verehrung hinauf, als zu einem der Ersten und Besten. Wenn mir bisher Kochs Einfluß von Bedeutung gewesen war, so trat nun auch der Schnorrs dazu, dessen Persönlichkeit und Geistesrichtung mich noch inniger berührten, weil ich mich ihm nach meiner innersten Natur verwandter fühlte. Kochs Kunstart suchte mehr das Große und Gewaltige in pathetischen Formen auszudrücken, und obgleich ich dies gar wohl nachempfinden, ja davon entzückt werden konnte, so erwuchs solches doch

weniger auf meinem eigenen Grund und Boden, wogegen die Schönheit und Anmut, die blühende Phantasie und der ganze Zauber der Romantik, der damals in Schnorrs Schöpfungen waltete, gerade das Element waren, in welchem auch meine Vorstellungen sich mit Lust bewegten.“

Bei allen unauslöschlich tiefen Eindrücken in Rom und seiner herrlichen Umgebung aber, die er mit Wort und Farbe überaus begeistert preist und anschaulich schildert, bricht immer wieder die deutsche Grundlage bei ihm durch; er las z. B. das eben damals neu entdeckte Nibelungenlied, auch Grimms deutsche Sagen und anderes, was ihn mit der Heimat verband. Als einmal von den Freunden ein kleiner Wettbewerb im Entwerfen einer Komposition veranstaltet wurde, zeichnete er „ohne weiteres Besinnen einen Zug sächsischer Landleute mit ihren Kindern, welcher auf einem Pfade durch hohes Korn einer fernen Dorfkirche zuwandert, ein Sonntagmorgen im Vaterland. Diese Art Gegenstände war damals nicht an der Tagesordnung, und in Rom erst recht nicht. Das Blatt machte deshalb unter den andern einige Wirkung.“ Außer Schnorr übte der viel ältere Veit starke Anregung auf Richter aus; als dieser sich einmal mit der Komposition eines Bildes ernstlich plagte und Veit gegenüber seine Mühe um die Einheit der Idee und der Ausführung klagte, erwiderte dieser lachend: „Darin besteht ja die ganze Kunst, daß Natur und Idee sich gleichmäßig durchdringen“ — ein Wort, das Richter sich merkte. Auch ein anderer Ausspruch des Freundes ging ihm immer im Kopfe herum: „Die Landschaftler sollten einfacher wählen“, da ihm das reizvolle Einzelne von allerlei menschlicher „Staffage“ damals noch zuweilen die geschlossene große Auffassung der Natur störte.

Veit gehörte wie Schnorr, Overbeck und Cornelius dem Kreis von Malern an, die als Nazarener bezeichnet

wurden, womit ihre fromme Art, ihr in Demut geübtes und glaubenserfülltes Kunstschaffen verspottet werden sollte. Sie selbst nannten sich nach dem Heiligen aller Maler die Lukasbrüder und wollten gegenüber der überschwenglichen barocken oder entseelten klassizistischen Malerei wie auch gegenüber der ausschweifenden Lebensweise vieler damaliger Künstler zur Einfachheit und Schlichtheit der alten Meister zurückkehren: Raffael, noch mehr der innigzarte Fra Angelico waren ihre Vorbilder, ebenso Albrecht Dürer mit seiner Andacht zum Kleinen und seiner altdeutschen Treuerzigkeit. So stellten sie neben historischen Stoffen und Landschaften hauptsächlich biblische Themen dar, wie z. B. Schnorr zunächst berühmt wurde durch seine Fresken zum Nibelungenlied, besonders aber später durch seine „Bibel in Bildern“, die für das ganze neunzehnte Jahrhundert die volkstümlichsten Illustrationen zur Heiligen Schrift enthielt.

Zu diesen Nazarenern fühlte sich Richter hingezogen, auch trat zum erstenmal gerade hier in Rom Dürers Kunst in seinen Gesichtskreis, da er bei Veit zwei große Bände von Holzschnitten und Kupferstichen des Meisters vorfand, die fortan den allerstärksten Einfluß auf sein eigenes Schaffen gewannen. „Eine ganze Welt tat sich da auf mit ihren ernsten und heiteren Gegensätzen, mit ihren tausendfachen Gestalten, und bis auf den kleinsten und geringsten Gegenstand war alles mit einer Vollendung dargestellt, daß es leibhaftig vor einem zu stehen schien wie das Leben selbst. Freilich vermißte man oft bei dem deutschen Meister die Schönheit und Anmut der Formen, welche den Südländern angeboren ist; dagegen ist bei ihm Reichtum der Phantasie, tiefe Erfassung des Natur- wie Menschenlebens und ernster männlicher Stil in solcher Fülle vorhanden, daß das wiederholte Betrachten seiner herrlichen Werke eine herzstärkende Frische niemals verliert, vielmehr die

Macht seines Geistes uns immer bedeutender erscheint. . . Welcher Künstler hat wohl das deutsche Leben und Wesen in so volkstümlicher Art wiedergegeben wie Albrecht Dürer! Das Leben der Maria, die Passion und anderes hat er ebenso in ein markiges Deutsch übersetzt wie Luther die Bibel.“

Der römische Freundeskreis wurde aber nicht nur für seine Entwicklung als Künstler von Bedeutung, sondern auch für das Erwachen seiner Seele. In den Erinnerungen berichtet er, wie er im ersten römischen Winter oft von einer gedrückten Stimmung überfallen wurde, die er nicht nur aus der Überfülle gewaltiger äußerer Eindrücke und aus der Einsicht in sein Nichtkönnen, wie er bescheiden sagt, „aus seiner großen Unkenntnis von Kunst und Leben“ erklären konnte. „Ein Gebiet des Geisteslebens war es besonders, welches ich verödet und ungepflegt in mir gewahr wurde. Es war das Religiöse, welches doch von Rechts wegen die Grundlage aller übrigen Vermögen sein muß, wenn sie sich gesund und einheitlich entfalten sollen. Ich weiß nicht, woher es kam, daß jetzt öfters in stillen Stunden eine Sehnsucht erwachte, etwas Festes zu gewinnen, worauf ich Verlaß haben könne in allen Lagen des Lebens, eine sichere Hand zu wissen, die mir den rechten Weg zeige aus dem, was mich beirrte oder mir zweifelhaft war. Ich hatte das Gefühl eines einsamen Schiffers auf dem Meere, der ohne Kompaß und Steuer von Wind und Wellen getrieben wird: am Himmel Nacht und keine leitenden Sterne. Alle diese jetzt öfters auftauchenden Stimmungen waren eigentlich nichts anderes als die Frage nach Gott, die sich in meinem Innern mehr und mehr hervordrängte.“

Die Bekehrung

In dieser inneren Krise machten ihn Freunde wie Schnorr und der edle fromme Balte Ludwig von Maydell

mit dem damaligen preußischen Gesandtschaftsprediger Richard Rothe bekannt, dessen Gottesdienste und abendliche kirchenhistorische Vorträge Richter nun regelmäßig besuchte, ohne als Katholik irgendwelchen Anstoß daran zu nehmen; „denn nicht die Frage nach der *Kirche* war es, was mich seit langem beschäftigt hatte, sondern eben die Frage nach einer festen göttlichen Wahrheit; ja nach dem lebendigen Gott selbst.“ Die lebhaften und anregenden Gespräche drehten sich nicht nur um Kunst und Literatur, sondern hauptsächlich um religiöse Dinge. „Von Konfession und Kirchentum war unter uns fast niemals die Rede; nicht Form und Uniform war es, was uns am Herzen lag, sondern die Sache selbst, der Glaube im Beweis des Geistes und der Kraft, und es war selbstverständlich, daß ich mich zu denen hielt, von welchen mir dies neue Leben, dieser Umschwung aller Anschauungen gekommen war.“

Dieser Umschwung, oder besser gesagt Durchbruch, erfolgte in der Neujahrsnacht 1824/25, die er zusammen mit dem genannten Maydell und zwei andern Freunden Hoff und Thomas verbrachte, zunächst bei traulichen Gesprächen; dann las Maydell eine Betrachtung über den achten Psalm vor, in der die Vermutung ausgesprochen war, daß dieser Psalm wohl ein Nachtgesang sein möge, den David, als Hirtenknabe seine Herde bewachend, beim Anblick des Sternhimmels gedichtet habe. „Ich habe keine Erinnerung von dem, was an jenem Abend gesprochen wurde; es war auch nichts Einzelnes, was mich besonders tiefer berührt hätte; aber den Eindruck gewann ich und wurde von ihm überwältigt, daß diese Freunde in ihrem Glauben an Gott und an Christum, den Heiland der Welt, den Mittelpunkt ihres Lebens gefunden hatten und alle Dinge von diesem Zentrum aus erfaßten und beurteilten. Ihr Glaube hatte seinen festen Grund im Worte Gottes, im Evangelio von Christo. Der meinige, welcher mehr

Meinung und Ansicht war, schwebte in der Luft und war den wechselnden Gefühlen und Stimmungen unterworfen. Still, aber im Innersten bewegt, hörte ich den Reden der Freunde zu und war mir an jenem Abend der Umwandlung nicht bewußt, die in mir vorging. Aber alle die kleinen unscheinbaren Ereignisse und Eindrücke der letzten Wochen und Tage hatten den Keim hervorgelockt, der so lange mit schwerer Erde bedeckt im Winterschlaf gelegen hatte; einem Sonnenstrahl mußten alle Knospen sich erschließen, und Gott sei Dank, das geschah jetzt, obwohl ich erst am andern Tage mir dessen recht bewußt wurde. „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden“; so war es mir auch, und als nun das beginnende Geläute der Mitternacht den Schluß des alten und den Beginn des neuen Jahres verkündete und Thomas uns aufforderte, diesen Übergang mit dem alten schönen Choral „Nun danket alle Gott“ zu feiern, dem einzigen, welchen wir ziemlich auswendig wußten, da konnte ich recht gläubigen Herzens mit einstimmen.“

Bei manchen katholischen Künstlern unter seinen deutschen Landsleuten in Rom erregte Richters unbefangener und ausschließlicher Anschluß an evangelische Kreise und Gottesdienste Anstoß, während er selbst nicht das leiseste Bedenken dagegen spürte; ja mit dem Freunde Maydell las er zusammen oben im Bergneste Civitella, wo sie die heißen Sommermonate verbrachten, die Werke Martin Luthers aus einem dicken Quartanten, den der Freund aus der deutschen Kapitols-Bibliothek mitgebracht hatte, und Richter bemerkte dazu: „besonders erbaute uns die Auslegung des Magnificat.“ Ein andermal notierte er in seinem Tagebuch: „Wir haben jetzt an verschiedenen Abenden des Doktor Martin Luther ‚Erklärung des Vaterunser‘ vorgenommen und uns daran höchlich ergötzt und gestärkt. Welche überaus gewaltige Sprache führt doch dieser

Glaubensheld! Bei ihm ist die Sprache lebendig, echt aus dem Volke, keine studierte Büchersprache. Er studierte sie auf dem Markt und da, wo das Volk sich austummelte, und nicht in gelehrten Brocken auf der hohen Schule. Von der Tiefe, dem Umfang, dem Leben seiner Sprache will ich gar nicht reden.“

Später hat er wiederholt die Gestalt des Reformators in Zeichnungen und Holzschnitten dargestellt, wodurch sie wieder so echt volkstümlich und weitverbreitet wurde, wie im sechzehnten Jahrhundert durch die zeitgenössischen Bilder. So nahm Richter, der Katholik, in seiner Weise die heutigen ökumenischen Bestrebungen voraus, die nicht das Trennende, sondern das Verbindende der Konfessionen betonen. „Es macht doch oft einen recht betrübenden Eindruck, wenn man überall innerhalb der Christenheit soviel Zwiespalt und Trennung erblickt in den höchsten und teuersten Überzeugungen. Aber kommt es denn nicht daher, daß so viele den Glauben, der eine *Kraft Gottes* zur Seligkeit ist, und dessen Wahrhaftigkeit sich in Beweisung des Geistes und der Kraft dokumentieren soll, der begrifflichen Formulierung der Glaubenslehre nachsetzen? Und ist denn nicht gerade die Formulierung in Begriffen das Menschliche am Christenglauben, das Göttliche aber die *Kraft*, die uns selig macht? Aber Gott sei Dank, zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat es solche gegeben, die sich in Einigkeit des Geistes verbunden gefühlt haben in ihrem Oberhaupte Christus, die den goldenen Spruch St. Augustins sich zur Regel machten: ‚Im Notwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe!‘ Diese sind es, welche die zu allen Zeiten gleiche ‚unsichtbare Kirche‘ bildeten, welche die wahrhaft katholische, die allgemeine, eine und wahre ist, diejenige, von welcher das apostolische Glaubensbekenntnis redet: Eine heilige allgemeine Kirche und Gemeinschaft der Heiligen, hier und dort oben.“

Der letzte Winter in Rom

Richter hatte seiner von Haus aus zarten Gesundheit bei den vielen und anstrengenden Wanderungen, die ihn sogar über Neapel hinaus bis zu den gewaltigen Ruinen antiker Tempel bei Pästum führten, wohl zuviel zugemutet. Eine schleichende Krankheit suchte ihn heim, die ihn auch seelisch stark bedrückte, zumal ihm häufige Beispiele von jung in Rom gestorbenen deutschen Künstlern gegenwärtig waren. „Eines Abends auf dem Spaziergange wagte ich zum erstenmal gegen Maydell meine Befürchtungen auszusprechen, daß die Parze auch an meinem Lebensfaden bereits die Schere angesetzt habe, in der stillen Hoffnung, daß er sie widerlegen werde; allein statt dessen äußerte er nur, ruhig vor sich hinsehend: der Christ müsse ja zu jeder Zeit bereit sein, dem Rufe seines Herrn zu folgen und die Erde zu verlassen, sobald es Gottes Wille sei. Ich schwieg, war aber umso niedergeschlagener, als ich daraus ersah, daß er und andere Freunde ähnliche Befürchtungen wie ich hegten.“ Jedoch kam er allmählich über die Erschöpfungszustände und trüben Ahnungen wieder hinweg und durfte noch einen Winter in Rom voller Schaffenslust und -kraft verbringen.

Das Erlebnis seiner Bekehrung wirkte nachdrücklich und bestimmend weiter, wie seine Tagebucheinträge beweisen; so heißt es z. B. am 12. März 1823: „Unser äußerlicher Beruf in der Welt ist eigentlich nur der Stab, an welchem wir bis zur Pforte zwischen Glauben und Schauen pilgern. Dort legen wir den Stab ab, und der Pilger geht (in die Ewigkeit) ein. Ganz und gar wie Pilger sollen wir uns betrachten, die Augen immer auf den leitenden Stern gerichtet. Christus ist voran gegangen, und wir sollen ihm nachfolgen.“ Allerdings erfahren wir auch jetzt noch manchmal von schwankenden Stimmungen: auf der einen Seite fühlte er sich allmählich immer mehr heimisch und eingebürgert in der

„ewigen Stadt“; „ja es stieg sogar oftmals ein lebhafter Wunsch in mir auf, für immer hier bleiben zu können, was jetzt um so eher tunlich schien, da ich die Möglichkeit sah, mich durch meine Arbeit zu erhalten. Dazu kam, daß die Aussicht auf Dresdener Zustände mir sehr frostig, aschgrau und zopfig erschien, während ich hier, von dem vollen Lebensstrom getragen, sowohl an den Früchten einer großen Vergangenheit mich erlaben, als den reichen Frühling, den die Gegenwart bot, mitempfinden und mitleben konnte. Das Gefühl, welches Dürer vor dreihundert Jahren in Italien überkam, als er an die Heimkehr dachte, mag wohl seitdem in so manchen Künstlerherzen wiederholt sich geregt haben: ach, wie wird mich daheim nach dieser Sonne frieren! Hier bin ich frei, daheim ein Schmarotzer.“

Andererseits bricht mehr und mehr die Sehnsucht nach der Heimat hervor, so daß er sich, je näher das Frühjahr 1826 rückte, und mit ihm die Hoffnung auf Möglichkeit der Abreise, um so gehobener und gestärkter fühlte. Im vergangenen Herbst war ihm ein Gedanke gekommen, der erst ein halbes Menschenalter später von ihm verwirklicht und damit zum Segen für die deutsche Familie geworden ist, nämlich auf die gewöhnlichen Volkskalender, überhaupt auf Illustrierung der echt volkstümlichen vielgelesenen Literatur recht viel Fleiß zu verwenden: „was sind das für niedrige, verschmähte Dinge für einen Künstler, aber wieviel Gutes, Wirksames und Schönes könnte man dadurch stiften, wenn diese Dinge mit dem rechten Geist und der echten Liebe ausgeführt würden! In solchen niedrigen, verschmähten und verachteten Dingen liegt großer Gottessegens.“ Anschaulich beschreibt Richter den seelischen Zustand, als es endlich ans Abschiednehmen ging: „Welch eigentümliches Wogen und Wechseln der Empfindungen in der Seele! Wie in einer bewölkten Mondnacht Licht und Dunkel schnell wechseln und

traumartig ineinander übergehen, so war's im Gemüte: bald waltete der Schmerz vor, Rom zu verlassen, bald erfüllte mich freudige Hoffnung, alle die wiederzusehen, die mir in der Heimat das Teuerste, das Liebste waren.“

Am 31. März 1826, seinem letzten Tage in Rom, trug er in sein Tagebuch das Wort 1. Moses 32, 10 ein: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast“, und am 1. April ging es auf die Wanderschaft, und zwar in Gesellschaft eines kleinen römischen Hundes, den ihm die Freunde, besorgt um seine Neigung zu Überanstrengungen, als Reisebegleiter und als „Hemmschuh“ mitgegeben hatten. Bei der Porta del Popolo, durch die er vor drei Jahren die Stadt betreten hatte, wartete noch eine Anzahl lieber Genossen auf ihn und gab ihm nach altem Brauch bis zur Osteria (Schenke) am Ponte Molle das Geleite. „Hier wurde, wie herkömmlich, der Abschiedstrunk genommen, und als nun jene nach der Stadt zurückkehrten, ging ich mit Maydell, Piccinino voraustrabend, auf dem Florentinischen Wege nordwärts. Wir marschierten lange still nebeneinander fort; das Herz war bewegt; das Gefühl, so viel des Großen und Würdigen, des Schönen und Geliebten zu verlassen, und wohl für immer, machte mich verstummen. Die Campagna war so still; nur Lerchengesang in der Höhe und das ferne Blöken einer Schafherde unterbrachen diese Stille, ja machten sie noch bemerkbarer. Der mit Wolken bedeckte Himmel zog bald eine dunkle Masse zusammen, und große fallende Tropfen verkündigten einen tüchtigen Regenguß, der auch schon über die dunkel gewordenen Gefilde herabrauschte. Bald hatte er aufgehört, einzelne Sonnenblicke streiften über die Campagna, und der Geruch der Frühlingsblumen — es blühten viele Reseda und Narzissen — erquickte Leib und Seele, als wir unseren Weg fortsetzten . . . Unser Abschied war kurz, aber mit Tränen in den Augen. Ich sah ihm noch lange

nach, als er den Hügel hinabging, der liebe Freund, der mir ein großer Segen gewesen ist in meinem Leben. Es war ein ganz einziges Verhältnis zwischen uns. Wie manchmal ein älterer Bruder eine besondere Liebe und Zärtlichkeit für den um vieles Jüngeren hat, dem er Bruder, Lehrer und Vorbild ist, ähnlich war es unter uns.“

Heimkehr nach Dresden

Die Wanderung ging über Assisi und Perugia zunächst nach Florenz, wo er liebe Malerfreunde traf und zusammen mit Wilhelm von Kügelgen sich an den Werken der dortigen Meister des vierzehnten Jahrhunderts erfreute. „Ich schwelgte in diesem Frühlinge, dieser Blütezeit christlicher Kunst. Die Klosterzellen von San Marco mit den entzückenden Malereien des Angelico da Fiesole zogen mich ganz besonders an. Von seinen Bildern sagte man mit Recht, ein jedes sei ein Gebet.“ Weiter führte der Weg über Parma nach Mailand, um von dort auf der Simplonstrabe die Schweiz zu erreichen; „als ich die Grenzhöhe erreicht hatte, jubelte ich laut auf; es war ja vaterländischer Boden, den ich nun betrat, trotz aller politischen Ab- und Einschnitte.“ Nach gefährlicher Überschreitung des Gemmipasses kam er ins Berner Oberland, begegnete zur beiderseitigen Überraschung auf dem Rigi dem Freunde Kügelgen wieder und zog mit ihm weiter bis nach Stuttgart. Vorher hatte er in Bern- „Arnds wahres Christentum“ in einem Buchladen gefunden, ein Werk, das ihm von seinen römischen Freunden als eine vortreffliche alte Schrift gerühmt war; er kam mit dem bejahrten Antiquar ins Gespräch, wobei sie bald erkannten, „daß der Glaube an Christum uns beiderseits Herzenssache sei. Er habe hier niemand, klagte er, mit dem er sich über das, was ihm das Höchste und Teuerste sei im Leben und fürs Sterben, aussprechen könne und fühle sich darum recht

vereinsamt. Deshalb aber sei seine Freude jetzt so groß und er preise Gott dafür, daß er sehe, es gäbe auch unter jungen Männern und in weiter Ferne immer noch solche, die Gott suchten und den Heiland gefunden hätten.“

Von Stuttgart, wo er ganz in die Zauberwelt der alt-deutschen Malerei untertauchte, die er in der großen Sammlung der Brüder Boisserée beieinander fand, ging die Wanderung nach Rothenburg ob der Tauber, das auf Richter solch starken Eindruck machte, daß er noch zwanzig Jahre später, als er die Märchen des Musäus zu illustrieren hatte, von dieser Erinnerung zehrte. In Nürnberg kam die lange Fußwanderung zum Abschluß; nun fuhr er mit dem schwerfälligen Postwagen nach der lieben Vaterstadt zurück, wo er an einem Augusttage des Jahres 1826 ankam und nun mit pochendem Herzen die drei Treppen des Elternhauses hinaufsprang: „Ich klingelte an der Tür mit dem kleinen Schilde: Karl August Richter, Professor. Auf ging die Tür; der Vater stand vor mir; wie stark hat sich der Moment eingepreßt! Ich sehe das gesunde, gerötete Gesicht noch vor mir. Etwas überrascht schaute er mich mit seinen blauen, von buschigen Augenbrauen überwölbten Augen freundlich an, und mit seinem eigentümlichen, trocken humoristischen, gutmütigen Tone sagte er nur: ‚Sieh da! der Ludwig, der Römer! nun schön willkommen!‘ Wie kam mir alles so sonderbar vor, als sei ein alter Traum wieder lebendig geworden.“

Bei aller Freude über die Heimkehr stellte sich doch bald eine tiefe Enttäuschung ein, besonders weil er daheim kein Verständnis für seine religiöse Wendung fand. Auch der Großvater stand dem, was ihn innerlich belebte, fremd gegenüber; „er glaubte an die Kirche um der Kirche willen, und mein Glaube beruhte auf dem lebendigen Christus und seinem Evangelium. Er nannte dies aber ‚herrnhutisch‘ und suchte seine Ruhe in der *Form*, die ihm genügte.“ Dagegen hätte das

Glück über das Wiedersehn mit seiner geliebten Auguste nicht größer sein können; es fügte sich, daß er die Braut ziemlich bald, nach siebenjährigem heimlichen Verlöb- nis, in eine bescheidene eigene Häuslichkeit vier Trep- pen hoch einführen konnte. „An einem Sonntage in der Frühe, es war der 4. November 1827, fuhr ich mit dem Gustchen durch die noch ganz dunklen Gassen zur Kreuzkirche. Der Frühgottesdienst war eben zu Ende, der Gesang des letzten Verses und das verhallende Orgelspiel hatten unsere bewegten Herzen noch feier- licher gestimmt; wir gaben uns die Hände in Gottes Namen und empfingen den Segen der Kirche. Die an- getraute Gefährtin ward mir ein Segen und das treueste Glück meines Lebens während der siebenundzwanzig Jahre, welche Gott sie mir geschenkt hat.“

Lehramt in Meissen

Richter fand in Dresden die förderliche Anerkennung eines Barons von Quandt, der, mit Schnorr von Carols- feld eng verwandt, sich entschieden für seine Werke einsetzte. Einem anderen Gönner, dem Akademie- direktor Graf Vitzthum, verdankte er die Berufung an die staatliche Zeichenschule in Meissen. Es war zwar nur ein bescheidener Posten mit dem sehr geringen Gehalt von zweihundert Talern jährlich, dennoch siedelte der junge Ehemann gern nach der alten Markgrafens- stad über (1828), ohne in den folgenden Jahren die Fühlung mit Verwandten und Freunden in Dresden und dem dortigen regsamen Kunstleben zu verlieren, zumal sich der Verkehr mit den guten alten, aber völlig rück- ständigen Herren Kollegen als gänzlich unfruchtbar erwies. Ihnen gegenüber hatte Richter den Kopf voll mit neuen Ideen, er war weitgereist und mit reichsten künstlerischen Ergebnissen aus Italien zurückgekehrt; so konnte er sich mit dem an der Meißener Kunstschule

herrschenden Kastengeist unmöglich abfinden. Er hegte den Plan, ein großes Bilderwerk in Radierungen zu schaffen, das besonders malerische und historisch merkwürdige Gegenden bringen, zugleich aber das Volksleben in seinen eigenartigen Trachten, Sitten und Gebräuchen darstellen sollte. Gerade damals konnte er Dürers Marienleben erwerben, das nach seinem eigenen Geständnis zu jeder Zeit seines Lebens eine produktive anregende Wirkung auf ihn ausübte. Leider waren die sieben Meißener Jahre von mancherlei Druck und von mancher Sorge erfüllt; Richter kränkelte eigentlich dauernd, auch lastete die überaus spärliche Einnahme auf dem Leben der Familie. „Ohne die Liebe und den unverwüstlich heiteren mutigen Sinn meiner Frau, ohne ihre große Sparsamkeit und ihr praktisches Verständnis in der Haushaltung würde ich in diesen beengenden Verhältnissen verkommen sein.“

Dazu traten mehrmals Ablehnungen seiner Gemälde mit italienischen Motiven durch den Kunstverein in Dresden, die eine tiefe seelische Enttäuschung und einen schweren Schlag für seine bedrängten Finanzen bedeuteten. Aber es fehlte auch nicht an kleinen und großen Freuden, so besonders, als ihm Mitte August 1828 das erste Töchterchen Marie geboren wurde. „Ich denke noch daran, welche Rührung mich überkam, als ich mit gefalteten Händen am Fenster stand und über die Stadt blickte, wo soeben die Zinkenisten auf den Altan der Stadtkirche heraustraten, um nach alter Sitte einen Choral vom Turm zu blasen, und wie in demselben Moment, als ich die ersten Laute des kleinen Ankömmlings aus der Kammer vernahm, in vollen Tönen der schöne, mir besonders liebgewordene Choral erklang: Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen.“ Bald kamen mehrere Geschwister hinzu, für die der glückliche Vater, angeregt von den reizenden Zeichnungen in den Kinder- und Fabelbüchern des

Grafen Poggi und Erwin Speckters, abends bei der Lampe allerlei lustige Einfälle hinwarf, die er mit heiteren Reimen versah: „Binnen weniger Minuten entstand unter ihren begierigen Blicken ein Bild zu einer Geschichte, einem Märchen, welches sie soeben gehört hatten, oder sie figurierten selbst in eigener Person, vielleicht auch Papa und Mama.“ Hier haben wir den Ursprung zu sehen von den zahlreichen späteren Holzschnitt- und Zeichnungswerken Richters für das deutsche Haus.

Außer der Freude am innigen Familienleben hatte Richter während der Meißener Jahre ein Erlebnis, das von einschneidender Bedeutung für sein künstlerisches Schaffen werden sollte. Ein krankhaft zu nennendes Heimweh nach der ideal schönen und großartigen Natur in der Umgebung Roms, besonders in dem ihm so lieben Sabiner und Albaner Gebirge, veranlaßte ihn, ausschließlich italienische Landschaften zu malen; „die Natur in meiner nächsten Umgebung erschien mir dagegen arm und formlos — ich wußte nichts aus ihr zu machen.“ Da bot sich ihm die Hoffnung, mit einem Freunde wenigstens nach Oberitalien zu reisen und namentlich am Gardasee Studien zu machen; aber rasch ging der trügerische Glücksstern unter, da seine Frau plötzlich schwer erkrankte und dem Tode so nahe war, daß der Gatte hören mußte, wie sich die Leute zuflüsterten: es wird wohl heute mit ihr zu Ende gehen; aber er durfte Gott danken, der dies dunkle Geschick von ihm abwendete. Die Genesene redete nun ihrem Manne zu, statt der geplanten, aber inzwischen hinfällig gewordenen Italienfahrt eine kleine Erholungsreise durch das Elbtal nach dem böhmischen Mittelgebirge zu unternehmen. Das geschah. „Ich war überrascht von der Schönheit der Gegenden, und als ich an einem wunderschönen Morgen bei Sebusein über die Elbe fuhr und die Umgebung mich an italienische Gegenden erinnerte, tauchte zum erstenmal der Gedanke in mir auf: warum

willst du denn in weiter Ferne suchen, was du in deiner Nähe haben kannst? Lerne nur diese Schönheit in ihrer Eigenartigkeit zu erfassen, sie wird gefallen, wie sie dir selbst gefällt.“

Damit war der Bann der kranken Italiensehnsucht gebrochen; die böhmische Studienfahrt lieferte ihm Motiv über Motiv, z. B. zu dem Bild, das später seinen Namen durch alle deutschen Lande trug, die „Überfahrt am Schreckenstein“, der erste Versuch, in welchem er die Figuren des Gemäldes zur Hauptsache machte, wie er selbst feinsinnig in wenigen Worten beschreibt: „Als ich nach Sonnenuntergang noch an dem Ufer der Elbe stand, dem Treiben der Schiffsleute zusehend, fiel mir besonders der alte Fährmann auf, welcher die Überfahrt zu besorgen hatte. Das Boot, mit Menschen und Tieren beladen, durchschnitt den ruhigen Strom, in welchem sich der goldene Abendhimmel spiegelte. So kam unter andern auch einmal der Kahn herüber mit Leuten bunt angefüllt, unter denen ein alter Harfner saß, welcher statt des Überfahrt-Kreuzers etwas auf der Harfe zum Besten gab.“

In dieser neuen künstlerischen Haltung bestärkten ihn auch Freunde wie Kugelgen, der selbst nie ein inniges Verhältnis zur südlichen Natur hatte gewinnen können, und Passavant, der sich von der Malerei inzwischen der Kunstforschung zugewendet hatte. „Bis zum späten Abend saßen wir beisammen im vertrauten Gespräch über Kunst und religiöse Gegenstände, welches beides ja den tiefsten Inhalt unseres Lebens und Strebens ausmachte.“ — Mit welchem Ernst Richter um Klarheit in seiner Kunst rang, zeigen uns seine „Gedanken über Landschaftsmalerei“, die er in Meißen 1830 niederschrieb; darin heißt es unter anderem:

Die Kunst als Gabe Gottes betrachtet, ist ein Zeichen unseres göttlichen Geschlechts, indem in ihr ein Abbild der Schöpferkraft Gottes gegeben ist. Als ein Mittel der Mitteilung an

andere angesehen, ist sie eine Kraft, das Göttliche im Irdischen nachzuweisen, die Natur im Lichte der Gottheit zu zeigen und darzustellen, so daß andere ihr Herz daran erfreuen und in ihr den verborgenen und doch überall nahen Gott erkennen mögen. — — —

Der Maler muß alle Dinge in einem höheren Lichte betrachten und bei der Darstellung alle Mittel, wie Farbe, Form, Licht, Schatten, Erfindung und Zusammensetzung, Ausdruck und Harmonie auf das im höheren Lichte gesehene Geistige anwenden. — — —

Auch der Landschaftler kann christlich-symbolische Bilder darstellen; denn die Natur ist ihm eine Offenbarung Gottes, deren Sprache ihm Ähnliches sagt, wie die Heilige Schrift, und die seinem Herzen bald dieses, bald jenes große Wort derselben vorhält. So habe ich schon mehrere dergleichen symbolische Bilder in der Natur gefunden. — — —

Immer mehr vertiefte sich seine Frömmigkeit; bezeichnend dafür ist, wie er von seinen damaligen Lieblingsschriftstellern außer der Heiligen Schrift, die er von seiner Frau in einer schönen Ausgabe als Weihnachtsgeschenk erhalten hatte, spricht; er bevorzugte namentlich die „Nachfolge Christi“ des Thomas von Kempen, die Werke des Wandsbecker Boten und des romantischen Naturphilosophen Gotthilf Heinrich von Schubert. Alle drei wurden ihm Freunde, Lehrer, Führer und Ratgeber nach seinen eigenen Worten. Die „Nachfolge Christi“, vom edlen Bischof Sailer übersetzt, ließ ihn sich abends innerlich sammeln nach den Zerstreungen des Tages und erfrischte ihn, wenn er müde und matt wurde, „wie mit einem Becher Wassers, das aus jenem Brunnen kam, der in das ewige Leben fließt, woher es auch stammt.“ Matthias Claudius, der schlichte, treuherzige, humoristische Hausfreund, war ihm so recht das Bild eines deutschen Mannes und Christen, voll Ernst und tiefen Sinnes; lebenslänglich liebte er besonders jenes Lied, das zu den schönsten in deutscher Sprache gehört, „Der Mond ist aufgegangen“. Schubert endlich, damals Professor an der Universität Erlangen, ein ebenso hochgelehrter Mann wie warmherziger

Christ, hatte nach Richters Zeugnis durch seine Schriften eine tiefe segensreiche Wirkung auf weite Kreise ausgeübt, die des herrschenden, lähmenden Rationalismus satt waren; „sein reiches Wissen, die Milde und Weitherzigkeit, verbunden mit der Heiterkeit seines Gemütes, zogen auch solche an, die nicht ganz seines Sinnes waren.“

Wer wiederum Richters köstlichen Humor kennenlernen will, der lese etwa den Osterbrief vom Jahr 1835 an den römischen Freund Johannes Thomas, der nun in Frankfurt weilte. Hier seien einige Stellen daraus mitgeteilt:

Nun will ich Dir auch dies und das von mir berichten. Zuerst also:

- a) aus meinem Herzen. Da ist nicht viel zu sagen. Gottes Erbarmen trägt aber noch immer dies törichte Herz, und wie gerne möchte ich, es wäre besser, brennender von Liebe zum Herrn aller Gnaden, ein reiner, williger Altar. Ach, er möge es sich selber noch bereiten nach seinem Wohlgefallen!

Ferner steht in meinem Herzen, gleich oben in den ersten Reihen, unter andern lieben Gestalten, ein alter, lieber Johannes Thomas, hat einen weißen, etwas schäbigen Filzhut auf und einen langen, härenen Philosophenmantel an, bei welchem der Schneider ein paar Ellen in der Breite hätte zusetzen können, vermutlich aber in die Hölle spedieret hat, weshalb besagter Johannes Thomas den Mantel vorne straff zusammenhalten muß. Er fühlt sich stets, wie Eisen zum Magnet, also zu seinen Freunden gezogen, daß er selbige beim Spaziergehen gewöhnlich nach einer Seite gegen eine Mauer drängt. O, wenn Du wüßtest, wie ich diesen Mauerdränger liebe, wie gern ich ihn jetzt wiedersehen möchte, zehn oder zwölf Jahre älter, à la mode zugestutzt, aber noch mit dem alten, treuen Herzen von damals!

- b) aus meinem Hause. Weib und Kind wohlauf, lieben uns alle einander, was aber prosaisch zu beschreiben ist, weil's keine welthistorischen Abwechselungen dabei gibt. Marie ist sechs Jahre alt, lang und schlank; Heinrich fünf Jahre, kurz und dick; Aimée ein Jahr, klein und rund und hat sechs Zähne. Zuletzt noch eine stotternde Magd mit roter Nase, wofür sie aber nichts kann.

- c) aus meiner Werkstatt. Ich male in Öl und Aquarelle, kupferstechere und mache alles, was die Leute Ehrbares verlangen. Bestellungen gibt's wenig, doch einige.
- Sonst ist der Dresdener Kunstverein der alleinige Lebens- und Gnadenspender für uns armen Maler allhier, und ein eben so notwendiges und heilsames Institut, als die Suppenanstalten in Zeiten der Hungers- oder Kriegsnot. Man weiß aber nicht recht, ob Kunst- oder Künstlerhunger sie begründet und so notwendig gemacht hat. Aber Spaß beiseite! Es ist nicht zu verkennen, daß Beschäftigung überall Talente geweckt, einen jeden gefördert und somit die Kunst gehoben hat. Großartige Begeisterung dafür darf man jetzt nicht verlangen.
- d) dies und das. Auch erwarte ich täglich ein Reskript über Aufhebung der hiesigen Zeichenschule, und ich werde dann, wie mancher andere große oder lange Ex als langer Ex-Zeichenmeister meinen Aufenthalt in Dresden nehmen und privatisieren, vermutlich auch ein paar Taler Pension oder Wartegeld erhalten. Diesen Sommer über bleibe ich bestimmt noch in Meißen.

Als Professor in Dresden

Freilich dauerte es noch ein halbes Jahr, bis die Zeichenschule aufgehoben wurde, und erst im Frühjahr 1836 kehrte Richter nach sieben Jahren mit seiner Familie nach Dresden zurück, glücklich in der Hoffnung, nun von der lastenden Atmosphäre befreit zu werden und in ein befreundetes, frischeres Element zu kommen. „Auf-fallend war, daß mich von da an alle die Krankheiten, die mich alljährlich heimsuchten, für lange Zeit verließen, und eine sehr regsame, tätige Periode eintrat. Die letzten Meißener Jahre hatten mich körperlich so herabgedrückt, daß ich an ein frühes Ende glauben mußte.“ Nach wenigen Monaten bekam er die Stelle seines Vaters als Professor für Landschaftsmalerei an der Kunstakademie, und nun begannen Jahrzehnte einer fast unbegreiflichen Schaffenslust. Zunächst wurde er von dem jungen Leipziger Verleger Georg Wigand aufgefordert, ein geplantes Werk „Malerische und romantische Wanderung durch die Sächsische Schweiz“

mit Stahlstichen zu schmücken. Aus diesem ersten gemeinsamen Unternehmen entstand eine Arbeitsgemeinschaft für's Leben, aus der ein reicher Segen für das deutsche Volk erwachsen sollte. Der Briefwechsel zwischen den beiden Männern läßt uns nicht nur in die künstlerischen Gewissensnöte Richters hineinschauen, in sein heißes und bitteres Ringen um die Form und um die angemessene Wiedergabe seiner zeichnerischen Einfälle durch den Holzschnitt, sondern zeigt uns auch die seelische Reinheit, den gesunden sprudelnden Humor und die schalkhafte Poesie des überaus fleißigen Meisters.

Neue Aufträge jenes Leipziger Verlegers ließen ihn deutsche Lande wie Franken, den Harz, das Riesengebirge kennenlernen, deren hervorragendste Schönheiten er in fein gelungenen Zeichnungen festhielt, die dann in Stahlstich übertragen wurden, bis er schließlich sein eigentliches graphisches Lebenswerk der Darstellung der deutschen bürgerlichen Kleinwelt mit ihrem bescheidenen, aber echten Menschentum widmete. Zugleich schuf er in mehreren tausend Holzschnitten die beliebt gewordenen Illustrationen zu weltlichen Dichtungen und religiösen Schriften, die seinen Namen am meisten in Deutschland und darüber hinaus bekannt machten. Seine Fruchtbarkeit erscheint unerschöpflich: rasch folgten aufeinander Zeichnungen zu Marbachs Ausgabe der alten deutschen Volksbücher mit der Geschichte der Griseldis, der schönen Magelone, der sieben Schwaben, der Genoveva und anderer, ferner zum Eulenspiegel, Tristan und dem Armen Heinrich. Aber auch zur Geschichte vom Leben Jesu entwarf er Vorlagen für den Holzschnitt. Eine sehr bekannt gewordene Zeichnung stellt Luther auf der Wartburg dar, wie er an einem eichenen Tische in einer Fensternische sitzt; die Hände faltend, schaut er nach oben; er beginnt sein Tageswerk, indem er um Segen und Erleuchtung zu seiner großen Arbeit der Übersetzung der Bibel fleht.

Ein anderer ihm besonders willkommener Auftrag kam wieder von Wigand: eine Sammlung von „Studenten-, Jäger- und Volksliedern“ sollte mit Bildern und Melodien in billigen Ausgaben unter das Volk gebracht werden. „Obwohl der Raum für die Bilder ein sehr beschränkter war, so boten doch die Stoffe der Phantasie einen weiten Tummelplatz für allerlei Gestaltungen und Capriccios. Die Zeichnungen flogen mir aus der Hand, und es gab ein lustiges Schaffen.“

Vorausgegangen war schon 1842 die künstlerische Beteiligung an der illustrierten Ausgabe der Märchen von Musäus, die ihm von der Jugend her lieb und vertraut waren. „Wie hatte ich doch vor Jahren an langen Sommerabenden am offenen Fenster sitzend, beim Schwirren der Schwalben über dem Stadtgraben in diesem Märchenschatze geschwelgt! Die damals aufgestiegenen Bilder meldeten sich wieder, und ich durfte sie jetzt nur mit dem Bleistift aufs Papier bringen.“ Zum erstenmal erschien Richter mit seinem vollen Namen neben dem der damals berühmtesten Künstler auf dem Titelblatt der Ausgabe, während er in seiner Bescheidenheit bisher große Scheu gehabt hatte, in der Öffentlichkeit genannt zu werden. Bald darauf hatte er auch Illustrationen zu Bechsteins Märchen zu liefern, die wiederum die erstaunliche Ergiebigkeit seiner Erfindungsgabe in immer neuen echt volkstümlichen Einfällen bewies; dieses gänzliche Sichversenken und Einleben in die vor ihm liegenden Geschichten steigerte sich zwar zur innigsten Freude und Schaffenslust, hatte aber auch eine gefährliche Seite, die Richter selbst folgendermaßen kennzeichnet: „Oft, während ich noch an einer Szene komponierte, stiegen schon drei neue in meiner Phantasie auf, und ich bedauerte, wenn der Abend kam und der Bleistift weggelegt werden mußte; denn ich hätte am liebsten die ganze Nacht fortarbeiten mögen. Dieser Überreiz der Phantasie trug etwas

Krankhaftes an sich; es folgten Perioden der Abspannung, und ein nervöser Zustand bildete sich aus, welcher mir nachts den Schlaf raubte und die Tage oft schwer machte.“

Das Jahr 1847 nahm für ihn durch die tödliche Erkrankung seiner bis dahin blühenden Tochter Marie einen traurigen Anfang, so daß er sich „nur im Glauben und Festhalten an das Wort Gottes aufrecht erhalten und nicht allein Tröstung, sondern volles, reiches Leben in diesem Glauben an unseren Erlöser finden konnte.“ Im April des Jahres wurde die Achtzehnjährige den Eltern genommen; mit der ergreifenden Schilderung ihres Todes schließen die Lebenserinnerungen.

Auf dem Höhepunkt

Dasselbe Trauerjahr brachte die Vollendung eines seiner beliebtesten Gemälde „Brautzug im Frühling“, dessen Entstehung schon in das Jahr 1845 zurückgeht, und zwar auf eine Anregung durch die Erstaufführung von Wagners Tannhäuser, der Richter beigewohnt hatte. Mit Recht hat man auf die schier unerschöpfliche Fülle von Einzelheiten hingewiesen, die, ohne das Ganze zu beeinträchtigen, dazu dienen, den festlichen Frühlingstag wie eine Vermählung der Schöpfung zu feiern. Sofort erwarb die Dresdner Galerie dieses Werk, das wenige Jahre darauf die damals höchste Auszeichnung, nämlich die Goldene Medaille auf der Pariser Weltausstellung erhielt — beides wohlverdiente Anerkennungen des bescheiden und zurückgezogen lebenden Meisters.

Wie ein Blitz fuhr das tolle Jahr 1848 in die ruhige Dresdner Künstlergesellschaft hinein, zu der berühmte Männer wie der Baumeister Gottfried Semper, der Bildhauer Ernst Rietschel und der revolutionäre Richard Wagner gehörten außer Richters näheren Freunden

Oehme, Peschel und Thäter. Es muß ein seltsam komischer Anblick inmitten des tragisch wilden Zeitsturmes gewesen sein, wie diese vier friedfertigen Maler mit der schwarz-rot-goldenen Kokarde am Schlapphut, den Hirschfänger an der Seite, und eine alte Flinte auf der Schulter zum Exerzieren ausrückten! Richter bekam das Soldatenleben schon nach kurzer Zeit schlecht, und er durfte das ihm wesensfremde Waffenhandwerk bald wieder gegen die Beschäftigung mit seiner Kunst vertauschen. Das folgende Jahr brachte den blutigen Mai-Aufstand, an dem sich Semper und Wagner leidenschaftlich beteiligten und die berühmte Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient laut schreiend das Volk zur Rache an König und Regierung aufforderte. Richter hingegen war bei Ausbruch der Unruhen mit seinen schönsten Radierungen, der „Genoveva“ und dem „Rübezahl“ beschäftigt und ließ sich durch den lauten Tumult um die Barrikaden herum zunächst nicht stören; erst am folgenden Tage brachte er sich und die Seinen in Sicherheit.

Schon im Sturmjahr 1848 war zum ersten Male eine Sammlung seiner bekanntesten Holzschnitte unter dem Titel „Richter-Album“ bei Georg Wigand herausgekommen, die seinen Namen weithin berühmt machte. In den nächsten Jahrzehnten verbreiteten alle möglichen Kinderbücher, Jugendzeitschriften, Volkskalender und Liedersammlungen die kleinen Meisterstücke dieser Illustrationen über ganz Deutschland, dazu traten ganze Reihen von Zeichnungen zu Shakespeares Tragödien, zu Hebels Alemannischen Gedichten, zu Goethes Hermann und Dorothea und anderen Dichtungen. Wenn auch zugegeben sei, daß bei vielen schön gelungenen Einzelheiten oft die wesentlich klassische Höhe der Goetheschen Dichtwerke nicht erreicht ist, so muß man dennoch die Fülle der Einfälle und die Freiheit der Ausführung dieser Zeichnungen geradezu genial nennen.

Allerdings ist bei der zum Teil völlig unzureichenden Wiedergabe der Holzschnitte zu berücksichtigen, daß Richters ebenso zarte wie lebensprühende Schönheit der Originalvorlage darin nicht zum vollen Ausdruck kam, was den Künstler immer wieder zu den beweglichsten Klagen veranlaßte: bei dieser Übertragung auf den Holzstock gehe aller feinere zeichnerische Hauch verloren und alle seine Mühe und Arbeit sei vergeblich. Namentlich hatte er sich darüber zu beschweren, daß der Ausdruck der Köpfe so umgewandelt wäre, daß sie den Urheber „höchst fremdartig ansehen“. Jedoch wurde mit Recht bemerkt, daß ja *der Gegenstand* das ist, was Richters Bedeutung ausmacht: sein quellenreiches Gemüt, das mit immer neuer Erfindungsgabe die Schlichtheit und Einfalt der Herzensempfindungen von einfachen Landleuten, von Handwerkern und Musikanten, Müttern und Kindern im kleinen Alltag wie an seltenen Feiertagen schildert und verklärt. Erst später gelang es August Gaber, einem Schwiegersohn Richters, manches von dem ursprünglichen Reiz der Originale im Holzschnitt wiederzugeben.

Im Jahre 1856 gab ihm der Auftrag Wigands, zu den plattdeutschen Kinderliedern von Klaus Groth „Voer de Goern“ Zeichnungen zu liefern, die Gelegenheit, eine Reise nach Holstein anzutreten, um sich an Ort und Stelle mit dem Volk des Dichters vertraut zu machen. „Ich habe schlechtes Wetter gehabt, mich aber doch brav umgesehen und flüchtige Skizzen gesammelt, die ich wohl zu gebrauchen gedenke. Es war doch gut, daß ich Land und Leute gesehen habe, ich gehe nun sicherer ans Werk und weiß, was ich machen und nicht machen darf. Außerdem gab es so manche Eigentümlichkeiten, die ganz hübsche Motive hervorrufen.“

Da die meisten der von Richter illustrierten Bücher in der heutigen Zeit nicht mehr gelesen werden und da das von ihm geschilderte intime deutsche Kleinleben

seit 1900 mehr und mehr verschwand und in zwei Weltkriegen völlig unterging, ist es für die heutige Generation nicht mehr ohne weiteres möglich, den ganzen Reiz und die unnachahmliche Genialität dieser Zeichnungen, Holzschnitte und Aquarelle zu erfassen: zu tief wurzelte Richter in der poetischen Welt der Romantik und ihrer Ausklänge, zu tief auch in der von Problemen unbeschwerten, im christlichen Glauben verankerten Bürgerlichkeit seines Jahrhunderts, um einer modernen Jugend in ihrer Lebens- und Berufsnot diese lebenswürdige, heitere Vergangenheit unmittelbar verständlich und anziehend machen zu können. Dennoch kann man ihn auch heute noch einen der lautersten Erzieher des deutschen Menschen nennen, der vom Kleinen, Alltäglichen aus eine große seelische Tiefe erreichte und ins Bewußtsein hob. Mit Recht sagte kürzlich einer der besten lebenden Kenner: „In den Grenzen seiner Begabung mit einem nicht gar großen Umfang an Tönen hat Richter eine Fülle einfacher und reiner Melodien gefunden, die fortklingen werden, solange das Ohr der Deutschen für diese klare Melodik empfänglich bleibt oder solange unser Auge den unergründlichen Reiz einer zarten und innigen Bildsprache aufzunehmen vermag.“ (Eberhard Hanfstaengl).

Allelei Reisen

Die Überarbeitung infolge der allzu vielen Aufträge, die ihm von allen Seiten zuzingen und die er kaum jemals zurückzuweisen den Mut fand, äußerte sich schon im Sommer des Jahres 1843 in einer schweren Nervenabspannung, die ihn zum ersten Mal in seinem Leben nötigte, eine Badereise ans Meer zu unternehmen, und wirklich fand er in Ostende die ersehnte Heilung und auf einer anschließenden Reise durch Holland reiche Anregung für sein Schaffen durch die Meisterbilder namentlich der Brüder van Eyck und Memling in den

Museen. Mit welcher Kraft des Wortes er die ihm so ungewohnten Eindrücke zu schildern wußte, beweist das folgende Tagebuchblatt vom 24. August 1849:

Gestern abend gegen zehn Uhr war ich noch am Meer. Es war ein schwüler, windstillter Abend, folglich Meerleuchten zu erwarten. Da es Ebbe war, ging ich ganz an den Strand. Nachtwolken verhüllten den Horizont des Meeres gänzlich, und man sah nur undeutlich den lichten brausenden Schaum der langen, sich überstürzenden Wellenzüge in einiger Entfernung. Westlich war ein schwacher, mattgoldener Streif des Abendlichtes noch am Horizont. Die Gegend des Himmels aber, wo alles in Nacht verhüllt war, leuchtete oft ganz wunderbar in lichtblauen Flammen und zuweilen auch in langen Flammenzügen auf, wo die Wellen sich donnernd überschlugen. Es war zauberhaft, und ich hatte ein Gefühl, als sei man nahe am Gebiet des Wunders und des ganz Überweltlichen, als sei es kein großer Schritt weiter, und als erwartete ich fast, daß aus dem ersterbenden Abendgolde und den blauen Feuerschlangen im Schoße der donnernden Meeresbrandung plötzlich goldene und blaue Glorien mit himmlischen Heerscharen aufsteigen könnten und mich so von der Grenze des Irdischwundersamen in das Reich einer himmlischen Natur, die wir Wunder nennen, versetzen könnte. Wenn ich mit den Händen in das Wasser griff, legten sich blaue Flammen an, wo ich mit den Füßen in den bespülten Sand ging, legte sich Feuer um die Sohlen. Mit dem Stock hineingeschlagen, sprühte es Funken weithin. Ich mußte mich besinnen, daß ich wache und nicht ein Märchen träume.

Im folgenden Jahr führte ihn das Bedürfnis nach Erholung in den deutschen Süden, wo ihn der Aufenthalt in den Bayrischen Alpen und der Besuch Münchens ungemein erfrischte und mit wertvollen Menschen in Berührung brachte. Hier traf er die alten Freunde Thäter und Schnorr von Carolsfeld wieder, die ihn in einen ihm neuen Künstlerkreis einführten, an den er sich mit Wärme und Offenheit anschloß. Nun lernte er auch den großen Naturforscher Gotthilf Heinrich von Schubert persönlich kennen, dessen gemüthvolle religiöse Schriften Richter schon in Rom gelesen hatte; aus der Begegnung der beiden wesensverwandten Männer wurde

eine herzliche Freundschaft, die lebenslänglich dauerte. Ferner traten ihm die damals in München führenden Geister Franz von Baader, der Philosoph, Ernst von Ringseis, der Arzt und Rektor der Universität, und Franz Graf Pocci, der Verfasser so vieler heiterer Kasperlkomödien, nahe. Durch ihn wurde auch der edle kunstsinnige König Maximilian von Bayern auf Richter aufmerksam, der ihn einige Jahre später durch Verleihung des Michael-Ordens auszeichnete. So empfing er auf dieser Reise die mannigfaltigsten, Herz und Geist erquickenden Eindrücke und Anregungen und kehrte mit neuer Schaffenskraft zurück nach Dresden, das damals als Hochburg eines rückschrittlichen Klassizismus galt gegenüber den neuen Bestrebungen in München und Düsseldorf. Mit großer Gewissenhaftigkeit widmete er sich nicht nur den eigenen Aufgaben, sondern auch seinem akademischen Schülerkreis. Als Vorstand eines Ateliers für Landschaftsmalerei und als Mitglied des akademischen Rates kam Richter manchmal in die unerwünschte Lage, zwischen zwei sich bekämpfenden Richtungen seiner Kollegen stehen zu müssen. Jedoch war er für seine Person froh, einen Standpunkt über den Parteien gefunden zu haben: „Ich weiß, was die Kunst ist und was sie fordert, freue mich ihrer vielfachen Abstufungen und Richtungen, kenne ihre Verirrungen und Abwege und begnüge mich freudig mit dem Winkelchen, wo mir meine Stellung angewiesen ist, mögen sie andere über- oder unterschätzen, das macht mich nicht irre.“

Eine zweite Reise nach Bayern unternahm Richter im Frühjahr des Jahres 1860 auf Rat seines Arztes, und zwar fuhr er in Begleitung seiner Tochter nach Bad Kreuth in den Voralpen, wo ihm die Kräuterkur ausgezeichnet bekam und der Verkehr mit Wilhelm Heinrich Riehl, dem großen Volksforscher und Schriftsteller, für ihn von höchster geistiger Anziehungskraft war. Von dort aus besuchte er das Passionsspiel in Oberammergau; den

größten Gewinn seiner Reise aber bildete die Begegnung mit Moritz von Schwind, der den neugewonnenen Freund gleich mit sich in sein Haus in Pöcking am Starnberger See nahm. Richters Briefe und Tagebücher sind voll von den fröhlichen Eindrücken dieses Zusammenseins mit dem behäbigen und dennoch geistig so beweglichen großen Künstler, dessen originelle Art von Richter in ungemein bezeichnenden Zügen geschildert wird. So konnte er nach seiner Rückkehr seinem Münchner Freund Thäter schreiben: „Die Reise war mir wie ein Seelenbad; sie hatte so viel angeflogenen Stadtschmutz rein weggespült; seit acht Tagen habe ich angefangen wieder zu arbeiten. Ich muß das mit großer Vorsicht treiben, aber es scheint besser zu gehen, als ich anfangs erwarten durfte.“

Schwere Schicksalsschläge

Wir haben in der Lebensgeschichte Richters ein Jahrzehnt vorgegriffen. — Ungemein belebend wirkte alljährlich der Sommeraufenthalt auf dem Lande, den Richter mit den Seinigen in einem Bauernhaus zu Loschwitz, unweit der sächsischen Hauptstadt, seit 1852 zu nehmen pflegte. Die reizvolle waldige Gegend hatte es ihm angetan; die Motive der unberührten Landschaft und des behaglichen Dorflebens gaben ihm immer wieder neue künstlerische Anregung; am Verkehr mit alten und neuen Freunden fehlte es nicht. Da traf ihn in Loschwitz der schmerzlichste Verlust seines Lebens: im August 1854 starb ganz plötzlich die überaus geliebte Frau. „Binnen drei Stunden gesund und tot! Ich war wie betäubt, doch ruhig. Er, der Herr, weiß, warum er es geschehen ließ; sein Wille ist ja immer gut und heilig. — Aber mir ist es noch, als wäre mir das halbe Herz herausgerissen.“ Er sagt es uns selbst, daß er in diesen kummervollen Tagen nur mit Gebet und durch

Lesung der Bibel seinen Lebensmut aufrecht erhielt; im Herbst notierte er nach einem Gang auf den Loschwitzer Friedhof die folgende Betrachtung:

Das wäre doch eigentlich *leben*, frei und wahrhaft leben, wenn wir jede Stunde, jeden Augenblick vor Gott, im Bewußtsein seiner Gnadengegenwart lebten. Welche zähe Dummheit hindert immer daran? Ich lerne das ein bißchen mehr und mehr, aber doch noch so jämmerlich schlecht, und habe doch schon graues Haar. Möchte es doch besser und mit neuer Kraft gelingen; es müßte ein schönes, großes, volles Leben sein!

Ich möchte recht gern ein neues Leben, auch im Innern, anfangen, da es äußerlich so anders geworden ist. Die Heim-suchung Gottes in diesem Sommer soll nicht vergeblich gewesen sein; der kleine Stein auf dem Sandhügel predigt mir ja: „Christus mein Leben, Sterben mein Gewinn!“ Und das letztere kann nur wahr werden, wenn es das erstere zur vollständigen Voraussetzung hat. Ach, und da fehlt so viel!

Nur Er wird's vollbringen, was er angefangen hat. Es gilt, nicht müde zu werden, ihm treuer zu dienen, der uns allen gedient hat und hat uns geliebt, wie kein Mensch uns liebt.

Die Welt und alle ihre Geistreichigkeit vergeht mit ihrer Lust und falschen Größe, und nur was aus Gott und Gottes Willen ist, das bleibt.

Die schon vorhandene melancholische Anlage empfindend durch diesen herben Verlust neue Nahrung, und bis in sein Alter, das von der Liebe und Pflege seiner unverheiratet gebliebenen Tochter Elisabeth umgeben war, hatte er unter dunklen Seelenstimmungen zu leiden, aus denen nur sein ungebrochenes Gottvertrauen ihn wieder erlöste. — Eine weitere Ursache seiner Schwermut war die merkliche Verschlimmerung des schon früher aufgetretenen Augenleidens, das Richter selbst auf die Überanstrengung bei der Radierung der Kupferplatte „Christnacht“ zurückführt, eines seiner berühmtesten Blätter, an dem er monatelang nach dem Tode seiner Frau gearbeitet hatte. Richters Biograph Paul Mohn, der eine Enkelin des Meisters geheiratet hatte, machte mit Recht darauf aufmerksam, wie manche Verschiebung und Vergrößerung der Formen in den

späteren Zeichnungen sich aus diesem Leiden erklären: „Die Freiheit und Kraft des Striches geht verloren, trockene Linienführung und ebenso trockene Strichlagen zeigen sich mit wenigen Ausnahmen mehr und mehr in den Holzschnitten.“ Dieses den Lebensnerv seiner Kunst bedrohende Leiden hatte seine Wurzel aber nicht nur in der einmaligen Überanstrengung, sondern in der Überfülle seiner Leistungen überhaupt: allein innerhalb der Jahre 1850 bis 1856 sind 1048 Holzschnitte von ihm im Buchhandel erschienen; daneben schuf er noch eine Fülle von kleineren Radierungen, Aquarellen und Ölskizzen, während freilich nur vereinzelt größere Ölgemälde entstanden. Immerhin entstand noch eine ganze Reihe wertvollster Werke, die seit dem Jahre 1856 im Verlage, den sein Sohn Heinrich mit dem schon genannten Schwiegersohn August Gaber gegründet hatte, erschienen; als erstes das „Vater-unser“, eine kostbare Holzschnittfolge von neun Blättern, denen im nächsten Jahre sechzehn Szenen zu Schillers Glocke folgten, deren volkstümliche Schlichtheit so weit vom Pathos und Schwung des Dichters verschieden war, daß der Künstler selbst gestehen mußte, er habe auf ganz freie eigene Weise die Gegenstände aufgefaßt, aber sich nicht ganz in die Schillersche Anschauungsweise versetzt: „Die Hauptsache bleibt mir, ob die Bilder an und für sich lebendig genug ausgefallen sind.“ Besser ist Richters eigentliches Wesen ausgedrückt in den verschiedenen Mappen, die unter dem Titel „Beschauliches und Erbauliches“ schon 1851, und zwar noch bei Wigand, herausgekommen waren; in ihnen ist, wie in der späteren Sammlung von sechzig Holzschnitten „Fürs Haus“, die ganze Summe seines Schaffens gezogen, das die heimatliche Traulichkeit, echte Frömmigkeit und unantastbare Redlichkeit damaligen deutschen Volks- und Familiendaseins verklärte. „Ist es nicht schön und verdienstlich, auch in

malerischer Form die Schönheit des Lebens und seiner Erscheinungen, selbst in den kleinsten und gewöhnlichsten Gegenständen aufzudecken? Die Liebe macht ja alles bedeutend und wirft einen Himmelschimmer auf alles, was sie betrachtet. Was *sie* anrührt, wird Gold.“

Letztes Schaffen und neue Reisen

Im Sommer 1861 trieb es Richter aus der häuslichen Enge und unter erneutem seelischem Druck in die Ferne; mit seiner Tochter Elisabeth reiste er durch größere Teile Schwabens, um dann im Engadin und in Tirol in wehmütigen Erinnerungen der verschwundenen Zeiten seiner Jugendwanderungen zu gedenken. Er schreibt in seinem Tagebuch: „Das Wandern, um Neues zu sehen, hat, wie es scheint, für mich an Interesse verloren; überhaupt fühle ich mich innerlich sehr verändert. Am liebsten wäre ich in Loschwitz in aller Ruhe und Stille, bei mäßiger gewohnter Arbeit und im Umgang mit Freunden und Verwandten.“ Sein Sohn Heinrich schildert in anmutigen Einzelheiten das innig bescheidene dortige Familienleben und den Verkehr mit Originalen, wie sie damals noch in höheren und einfachen Ständen zu finden waren. Auch fing Richter wieder an, größeren Aufgaben sich zuzuwenden, z. B. Entwürfen für Freskobilder im Schloß Liebenstein für den Erbprinzen von Meiningen. Im Juli 1865 trat er eine Wanderung durch Böhmen und ins Riesengebirge an und wanderte auf ähnlichen Wegen wie im August 1838, als er die entscheidende Entdeckung von der Schönheit dieser deutschen Gegenden machte. Diesmal war er von seiner Tochter Helene Kretzschmar und ihrem Gatten und von einer jungen Verwandten begleitet, denen sich später Freund Peschel mit Frau anschloß; die Frucht dieser Sommerreise waren allerlei Zeichnungen; das berühmte Ölbild, „Kleiner Teich im Riesengebirge“, das zwei Reise-

gefährten im schweren Sturm kämpfend in großartiger Eindringlichkeit und in selten gelungener Farbigkeit darstellt, war schon auf der ersten Wanderung entstanden.

Nur wenige Nachrichten haben wir darüber, wie weit das Schicksalsjahr 1866 in Richters persönliches Leben eingriff; eine briefliche Notiz vom 7. Mai deutet an, daß er, der sich sonst um Politik wenig kümmerte, „doch jetzt vom Tumult der Meinungen und Befürchtungen so affiziert wurde, daß ich gar keine Ruhe und Lust zur Arbeit finde.“ Dennoch führte er den Zyklus „Das tägliche Brot“ zu Ende, und auch bei anderen kleineren Werken konnte er zu seiner Freude bemerken, „daß seine Phantasie noch genügende Erregbarkeit und Erfindungskraft besaß — aber wären nur die Augen besser; da liegt der Hemmschuh!“ So mußte der Künstler mit schmerzlicher Resignation auf die Ausführung zweier großer Pläne verzichten, nämlich, das Neue Testament mit kleinen Bildern zu schmücken und ferner zu den Hauptwerken seiner Lieblingsdichter eine Illustrationsreihe zu schaffen. Im Laufe der Jahre hatte sich Richter eine umfassend weite literarische Bildung erworben; zur Kenntnis der klassischen italienischen Epiker treten allmählich die großen englischen und französischen Dichter; von deutschen Romantikern liebte er am meisten Jean Paul, Clemens Brentano und Ludwig Tieck, von neueren besonders den ihm wahlverwandten schwäbischen Eduard Mörike. Mit reiferem Alter gewann er immer stärkere Vorliebe und tieferes Verständnis für Goethe, so daß ihm der Verkehr mit dessen Schriften zum wachsenden Bedürfnis wurde. Aber auch für Jeremias Gotthelf hegte er eine besondere Liebe, so daß er einmal selbst berichtet: „Außer dem Evangelium, das göttliche Gesundheit nach allen Seiten ausatmet, lese ich jetzt nur Goethe und den Jeremias Gotthelf. Allerdings eine wunderliche Zusammenstellung, aber mir ist wohl, wenn ich in Ruhestunden dabei bin.“

Als er sich gegen Ende der sechziger Jahre damit beschäftigte, eine Reihe der früheren Naturstudien und Landschaftsskizzen aus seiner italienischen Zeit in größeren Aquarellen oder Federzeichnungen zu verwenden, wachte die alte Sehnsucht nach dem Süden mit neuer Stärke in seiner Seele auf. „O könnte ich nur am Gardasee den Saum und obersten Rand italienischer Natur noch einmal günstig, das heißt künstlerisch erfassen! Ich hoffe, Schönheit der Linie dort zu finden, die man bei uns so selten trifft, oder sehr vernebelt! Von der übrigen Reise verspreche ich mir künstlerisch nicht so viel, denn ich mag keinen unnützen Versuch mehr machen, den Eindruck gewaltiger Bergmassen auf ein armseliges Quartblatt Papier zu bannen.“ So reist er im Sommer 1869 mit sechsundsechzig Jahren wirklich an die oberitalienischen Seen bis nach Mailand; über Venedig geht die Fahrt nach München, wo er mit den Freunden Thäter und Schwind ein frohes Wiedersehen feiert; namentlich erfreut er sich an Schwinds letzter großer Schöpfung, dem Zyklus von der schönen Melusine.

Der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges riß ihn zwar zur Bewunderung der plötzlichen Einheit Deutschlands hin, aber gleich bei seinem Beginn heißt es in seinem Tagebuch: „Sieht man freilich auf das Einzelne, so seufzt man über das unzählige tiefste Elend, das der Krieg uns bringt.“ Auch fernerhin ist nicht von den deutschen Siegen in seinen Jahresheften und Briefen die Rede, wohl aber von den Ruinen des Glückes von Hunderttausenden, vom Elend des Krieges und von der Sehnsucht nach Frieden. In diesen Jahren erlitt er auch persönlich schwere Verluste: die beiden Münchner Freunde Thäter und Schwind wurden ihm durch den Tod entrissen; auch Schnorrs Heimgang im Jahre 1872 erschütterte ihn tief, und einsamer wurde es um den Meister, dessen Augenschwäche und andere Beschwerden allmählich die frühere Schaffenskraft brachen.

Immer mehr führte ihn nun der Weg nach innen; dazu trug die Begegnung mit Johann Christoph Blumhardt, dem Pfarrer von Bad Boll, wesentlich bei, den er im Sommer 1872 zum erstenmal besuchte, um dann Jahr für Jahr wiederzukehren. Wiederholt spricht er sich in Briefen und Tagebüchern über den Segen aus, den er wie so viele Tausende von seelisch oder körperlich Erkrankten in dem kleinen schwäbischen Bade durch jenen Gottesmann erfahren hatte, dessen urchristlich zu nennende „Kraft“ er richtig darin erkannte, daß Blumhardt nach tiefer eigener Erfahrung sich eng und bestimmt an den einfachen Glauben des Bibelwortes hielt. „Die Liebe ist seine Religion; er schließt niemand aus, hat das weiteste Herz; nach Konfession fragt er nichts.“ Da Richter in seinem letzten Jahrzehnt viel Trost und Stärkung aus dem vertrauten Umgang mit Blumhardt gewann, sei ein längerer Tagebucheintrag (Bad Boll, im Juni 1872) über ihn wiedergegeben, in dem versucht wird, die Macht seines Wesens zu erklären.

Blumhardts bedeutende Wirkung auf alle, in denen etwas seiner Art Sympathisches ist, liegt nicht sowohl in einer Lehre, in einem System oder Dogma, sondern in der Macht seiner ganzen Persönlichkeit.

Der Glaube an Christum ist in ihm eine Kraft Gottes geworden, welche ausstrahlend eine Wirkung zur Beseligung ausübt. Sein „glauben“ ist kein dogmatisches Fabrikat, sondern ist zu seiner eigensten Natur geworden, in all seinem Denken, Trachten, Sehnen, Wünschen, Reden und Tun. Er hat einen tiefen Einblick in das Wort der Hl. Schrift und hält sich fest daran. Ich verstehe die Schrift besser als sonst, wenn er sie einfach, langsam, und Bedeutsames besonders betonend, vorliest, hier und da ein paar Worte beifügend. Ich verstehe auch besser und kann besser schauen den Heiland und sein Wesen und Tun, auch das der Apostel. An seiner Dämonologie stoßen sich viele; und doch muß ich sagen, daß durch dieselbe abermals die Bibel in ein volleres Licht gestellt wird, wie sie auch ganz schriftgemäß genannt werden muß. Der Alte und Neue Bund steht wie ein lichter Regenbogen auf dem dunklen Hintergrunde einer abgefallenen Welt. Ein Lichtstrahl in die Finsternis, welcher mit der Herrschaft des Lichtes endigen wird.

Am 14. August gibt er die Beschreibung einer Andacht bei „Papa Blumhardt“, an der er mit der ganzen großen Pfarrersfamilie einschließlich der lustigen kleinen Enkelkinder teilnimmt, und fährt dann fort: „Man freut sich hier jedesmal auf die kurzen körnigen Morgenandachten und noch mehr auf die Sonntagspredigt. Wie unendlich wohltuend und zurechtbringend ist doch ein solcher Aufenthalt unter Gleichgesinnten und gesegnet durch Gebet und Hausandacht eines so tüchtigen Mannes; aber es gilt, seinen Glauben wieder in die Welt zu tragen, ihn treu zu bewahren unter Andersgesinnten, und an der Heiligen Schrift und mit Gebet und christlicher Ordnung auf eigenen Füßen stehen und gehen zu lernen!“ — Nach dem Tode des alten Blumhardt befreundete er sich auch mit dessen Sohn und Nachfolger, dem bekannten Christoph Blumhardt, den er für den uneigennützigsten Menschen erklärte, der ihm je vorgekommen sei. Noch im Jahre vor seinem Tode ging der achtzigjährige Meister mit den Seinigen zu ihm, um sich dort zum letztenmal geistig zu erfrischen.

Zum siebzigsten Geburtstag häuften sich reiche Ehrungen auf Richters Haupt; der jugendliche König Ludwig II. von Bayern ehrte ihn mit einem warm gehaltenen Glückwunschsreiben; von allen Seiten, auch von den Akademien des Auslandes, wurde der bescheiden gebliebene Mann gefeiert. Über seinen Lebensabend berichtet Paul Mohn aus eigener Anschauung in anziehender Weise; wie sein Haus, so war sein Tisch anspruchslos bürgerlich gewesen, wobei er gern einen oder zwei Tischgäste aus verwandtem oder befreundetem Kreise hatte. „Das kurze Tischgebet sprach er schlicht und einfach, daß man ihm mit Andacht folgen mußte. Bei Tisch pflegte er eine gleichmäßige freundliche Unterhaltung und würzte das Mahl durch manchen trefflichen Gedanken, dabei immer demütig und voll innerster und wahrster Herzensgüte.“ Sein Äußeres

wird folgendermaßen geschildert: „Ich sehe ihn noch greifbar vor mir: die stattliche, würdige Erscheinung in etwas vorgebeugter Haltung, den Stock in der Hand, mit meist offenem Überrock, so schritt er auf der Straße dahin, mit seinen schwachen, aber so freundlichen Augen ins Ungewisse schauend; das silberweiße Haar leuchtete unter dem schwarzen breiten Filzhut hervor; aus dem schwarzseidenen Halstuch lugten die spitzgeschnittenen kleinen Stehkragen, sogenannte Vatermörder; man sah ihm schon von weitem den schlichten, aber bedeutenden Mann an.“ (Mohn).

Daß die Liebe zur Musik den Künstler bis ins höchste Alter begleitete, ist sehr bezeichnend für ihn, und zwar waren es vorzüglich die Trio- und Quartett-Abende der besten Dresdner Musiker, die ihn regelmäßig anzogen. Seiner ehemaligen Vorliebe für Bach, Gluck, Haydn und Mozart blieb er treu, und gerne hatte er es, wenn daheim Hausmusik vom kunstverständigen Sohn und dessen begabten Freunden getrieben wurde.

Noch einmal führte den Dreiundsiebzigjährigen ein letzter Ausflug tief ins böhmische Land bis Leitmeritz, und es wird berichtet, daß er damals frisch und heiter, wenn auch mit versagenden Augen, die Schönheit der elbedurchflossenen Gegend genossen habe. Im nächsten Jahr (1876) durfte Richter endlich, von seinem König mit hohem Orden ausgezeichnet, sein Lehramt niederlegen, blieb aber weiterhin Mitglied des akademischen Senats; der deutsche Kaiser gewährte ihm ein jährliches Ehrengeld, so daß sein Alter nicht mehr, wie die Meisterjahre seines Lebens, von wirtschaftlichen Sorgen bedrängt war. Dennoch fehlte es nicht an schweren Schicksalsschlägen; nicht nur, daß seine alten Freunde Peschel und Krüger vor ihm starben, traf ihn schmerzlich, auch in die eigene nächste Familie griff die rauhe Hand des Todes hinein. Nachdem seine Tochter Aimée Gaber, wie auch die Schwiebertochter Agnes,

die ihm beide besonders nahestanden, schon vor Jahren gestorben waren, fielen in den Jahren 1880/81 drei blühende Urenkel einer tückischen Krankheit zum Opfer.

Lebensausgang

Am 20. Mai 1883 schrieb Richter die Summe seiner Kunstauffassung unter der Überschrift „Aesthetica in nuce“ (Kunstphilosophie in einer Nußschale) in folgenden kurzen Sätzen nieder: „Als die beiden Pole aller gesunden Kunst kann man die irdische und die himmlische Heimat bezeichnen. In die erstere senkt sie ihre Wurzeln, nach der andern erhebt sie sich und gipfelt in derselben. In *diesem* Geiste und in der ihm entsprechenden Form wird die Kunst selbst lebendig wirksam sein.“

Kurz nachdem er von seinem letzten Aufenthalt in Bad Boll zurückgekehrt war, feierte Richter am 28. September 1883 seinen achtzigsten Geburtstag, der ihm alle erdenklichen Ehrungen brachte; er berichtet darüber ausführlich in seinem Tagebuch und schließt die folgende Betrachtung an:

„Ich fühlte mich noch in den folgenden Tagen durch diese vielen Ehren- und Liebeszeichen freudig gehoben, aber ebenso sehr innerlich gebeugt, denn wodurch hatte ich dieses alles verdient? Meine Arbeiten waren doch meine eigene höchste Lust und Freude gewesen, und das Gute und Lobenswerte daran lag doch gerade in dem, was man nicht bloß lernen oder sich selber geben kann, sondern es war das, was uns geschenkt wird: die Gottesgabe, das Talent.

Meine Jugend war arm, verkümmert, vielfach bedrückt, und meine Lehrzeit war nur Arbeitszeit gewesen; ich lernte nichts oder wenig dabei. Nun kam ich nach Rom, und von allen Seiten wurde mein durstiger, hilfsbedürftiger Geist angeregt; ich war übergücklich, und ein reiches Leben und Streben begann. Mein Ideal lag auf Seite der historischen Landschaft, welche ich auf meine Weise zu entwickeln dachte. In die Heimat zurückgekehrt, erfaßte mich sehr bald wieder die Not des Lebens. Ich hatte glücklich, aber doch vielleicht

zu früh geheiratet, wodurch der Weg erschwert wurde. Der Druck, welcher auf mir lag in den sieben Meißener und den ersten darauf folgenden Dresdener Jahren, war so groß, daß mein Streben, in den Gärten des Parnasses, wo die hohen, edlen Blumen blühen, ein Plätzchen zu erlangen, unerreichbar schien. Da kam der Holzschnitt auf, der alte Dürer winkte, und ich pflegte nun diesen Zweig. Kam meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnasß, so blühte sie doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekanntem und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt hatten.

Soli Deo Gloria!“

Den letzten Winter 1883/84 und das folgende Frühjahr hatte er an manchen Ohnmachten und Schwächeständen zu leiden, bis Anfang Juni eine Herzentzündung dazutrat, die seine Kräfte erschöpfte. Sein Sohn Heinrich berichtet über die letzten Tage:

Geistig erhielt er sich ungetrübt und zeigte, wie immer, liebevolles Interesse für seine Umgebung und für alles, was in seinen Bereich kam. Besondere Freude machte es ihm stets, wenn ihm etwas vorgelesen wurde. Da er den Wunsch äußerte, wieder einmal eine gute, christliche Lebensgeschichte zu hören, so brachte ich ihm einen Band von Knapps Christoterpe, daraus las ihm die älteste Tochter seines verstorbenen Freundes Gruner die Biographie Ludwig Hofackers vor, dessen gedruckte Predigten Richter besaß und schätzte. In diesem Lebensbilde wird eine längere geistliche Betrachtung in Gebetsform mitgeteilt, welche Hofackers Mutter an der Leiche ihres Gatten für ihre Kinder niedergeschrieben hatte. Von den schlichten Worten dieser kindlich frommen, glaubensstarken Frau fühlte er sich eigentümlich bewegt. Er erzählte mir, es sei ihm dabei die Stimmung seiner glücklichsten und innerlich reichsten Zeit zurückgekehrt, jener Zeit in Rom, wo ihm in der Neujahrsnacht 1825 der Glaube an einen *lebendigen* Heiland plötzlich wie ein Geschenk von oben ins Herz gegeben wurde, und ihn mit vorher nicht gekanntem Frieden und Glück erfüllte. Er kam auf dieses Thema wiederholt zurück. Noch an seinem

Sterbetage, an dem ich ihn vormittags besuchte, nicht ahnend, daß ich den lieben Vater zum letzten Male lebend sah, brachte er das Gespräch auf Hofackers Biographie, deren Fortsetzung er zu hören wünschte, und auf den um Richard Rothe gescharten römischen Freundeskreis.

Bis zum Todestage mit den letzten und höchsten Dingen beschäftigt, durfte er ohne Kampf am 19. Juni 1884 in den Frieden Gottes eingehen; das Kreuz auf seinem Grabe trug denselben Bibelspruch, welchen der Heimgegangene auf das Grab seiner Frau hatte setzen lassen: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.“

II. THEIL

Richters Glaubenszeugnisse nach seinen Briefen und Tagebüchern

1821

Marseille

Ein verborgenes, stilles, heiliges Wohltun und Wirken, ein sanftes, geräuschloses Handeln nützt oft mehr als das rasche, lodernde Feuer eines hitzigen Charakters; er bringt Großes zustande, worüber wir mit Recht erstaunen, doch dieses prangende Große ist gewöhnlich durch Zerstörung und Verderben erkauft. Doch ist auch dieses im ganzen notwendig, und es handelt überhaupt ein jeder nach seinem Charakter, sucht durch Erfüllung seiner Wünsche, welche natürlich mit seinem Charakter harmonieren, sein Ziel, sein Glück zu erreichen, und kann es vielleicht auch finden; doch nach meiner Ansicht kann wahres Glück nur ein sanfter, stiller, tugendhafter und weiser Mensch finden. Das wahre Glück ist bei der Ruhe, bei dem Frieden; dort muß man es also suchen. Ein Hitzkopf verdirbt gewöhnlich alles das Gute, was er lange Zeit mühsam hervorgebracht hat, in einem launischen, ungeduldigen oder zornigen Augenblick wieder. Höchstes Glück, oder vielmehr Seligkeit, genießt der Mensch nur Augenblicke, und wir armen Erdenwürmer könnten sie auf die Dauer auch gar nicht ertragen.

1824

Rom

Ein jedes großes Genie, ein Solon, Perikles, Dante, Giotto, Raffael, Shakespeare, Mozart hat mehr von der göttlichen Schöpferkraft, von dem *inneren hohen Leben*, dem zeugenden Geiste erhalten, als Millionen andere Menschen; sie wirken und schaffen für viele.

Jesus ist der höchste und größte Genius und überstrahlt alle, wie die Sonne die Sterne. Er war von unermesslicher Gotteskraft — Liebe — erfüllt. Aller Geist strebt zu seinem

Ursprung, zu Gott, zurück, und je mehr er geläutert ist, desto eher wird er sich der reinen Flamme vermählen.

Aber wer kann so etwas in Worten aussprechen, nicht einmal recht denken! Ahnung davon ist das Beste, sie ist unser reinstes, wenn auch schwächstes Seelenvermögen.

Ich habe oft den Wunsch gehabt und ihn auch gegen Freunde geäußert, als ich in Albano an dem Kloster saß und zeichnete, in diesem Kloster als Mönch zu leben, abgesondert von der Welt in einer herrlichen Natur, und ganz Gott und der Natur und Kunst mich zu weihen, und nur das zu malen und so zu malen, wie mir's in die Seele kommt nach meiner besten Überzeugung; denn hier im Leben kann ich mich doch nicht ganz rein von der Mode und frei von der Regel halten.

Die Gedanken und Vorsätze, welche meine Seele beschäftigen, sind in der Kürze ungefähr diese:

Immer nach *alter, deutscher* Weise streng rechtschaffen zu leben und rein zu bleiben im Handel und Wandel; dabei fromm, ein Christ, wie er sein soll nach dem Sinne Jesu; denn Religion, Glaube und Liebe allein führen zur Wahrheit und zur Glückseligkeit; nicht der äußeren, die kann doch nicht beständig und echt sein, aber zur inneren, diese ist Seelenfriede. Glaube und Liebe können alles bewirken, können Wunder tun, denn sie sind überirdische Gotteskräfte. Der Glaube kann Berge versetzen, sagt Christus: ich meine, man kann das fast buchstäblich nehmen. Die Wunder, welche Jesus und die Apostel wirkten, geschahen sie nicht aus der Kraft und Macht des Glaubens? Von einfältigen, aber weisen und frommen Menschen hat man oft schon wunderbare Dinge gesehen und gehört. Bei solchen Menschen ist auch der Glaube fest wie Felsen. Kluge Leute sind zu klug, um recht zu glauben, recht zu lieben; das zeigt ja oft die Erfahrung. Alle Worte Jesu sind unendlich tief, ewig wahr, und enthüllen die menschliche Natur und die Kraft Gottes am herrlichsten; darauf ist festes Bauen, daran trägt keine Silbe; er ist die ewige Wahrheit selbst; ich habe eine unbändige Sehnsucht, die Bibel zu lesen, kann sie aber nicht sogleich bekommen.

1825

Rom, am neuen Jahrestage.

Mit Gott habe ich nun den ersten Tag begonnen. Der Allmächtige möge mich leiten nach Seiner Weisheit; denn was kann und was ist der Mensch ohne ihn! Mir ist um Mitternacht ein neu Gestirn aufgegangen, es leuchtet und wärmt zum Leben, und ich fange nun erst an zu leben, nämlich im Glauben und in der Wahrheit.

Heiliger Gott, gib mir die Kraft, daß ich das Ziel erlange!
Ich habe noch kein Jahr mit diesem Ernst angefangen; es soll auch kräftiger fortgesetzt werden; mit unablässigem Fleiß will ich nach der Wahrheit streben, ernst, gediegen, kräftig.

Mein einziges Buch ist jetzt die Bibel, und ich glaube, sie zu verstehen. Seitdem mir die Heilige Schrift und feuriges Beten den Glauben erweckt haben, bin ich recht glücklich; ich lebe jetzt erst, da ich nun den festen, einzig wahren Weg des Lebens gefunden habe.

Heute abend beim Pastor Rothe. Diese Abende gewähren mir außerordentlichen Genuß. Wir hatten heute wieder von den Gnostikern zu hören, die uns aber nicht sonderlich schmeckten. Gott ist so groß, daß ihn kein menschlicher Geist zu fassen vermag; wir sollen aber auch deshalb nicht weiter grübeln, sondern ihn erkennen und bekennen, soweit er es für gut fand, sich den Menschen zu offenbaren. Wer über die Offenbarung hinaus will, verliert sich in endlose Tiefen und Abgründe und geht unter. *Jedes Streben aus unserer Individualität heraus zerfließt in Nichtigkeit.*

Dienstag, den 15. Februar.

Früh erweckte mich wieder das lustige Gezwitscher der Vöglein, welche den Frühling ahnen und ihre wunderbaren Melodien anstimmen. Ach, wie ich mich da innerlich so bewegt fühle! Ich bete zu Gott mit fröhlichem Herzen, atme die frische Morgenluft am Fenster und freue mich recht, wie die schönen Frühwolken am blauen Himmel hinziehen. Wie herrlich ist jetzt mein Leben! Welche unbeschreibliche Seligkeit gibt doch der Glaube an Jesum! Oh, könnte ich doch mein Glück recht vielen anderen Menschen mitteilen, könnte ich in Liedern und Bildern ausströmen, was mein Herz so überschwänglich erfüllt, so glücklich macht! Oh, würde ich immer erfüllter von einer heiligen Liebe! *Das ganze Leben sei Liebe!*

1827

Dresden, 20. August.

Ein neues Leben möchte ich anfangen, fest im Glauben, tätig in der Liebe, tief in der Kunst, arm und einfach im äußeren Leben. Ewige Feindschaft aller Philisterei, diesem lähmenden Laster, welches in tausend Masken sich zeigt, und alles wahren Geistes Erbfeind ist! Denn welchen der Geist der Wahrheit leitet, der hat nur Großes und Ewiges vor Augen. Nach diesem Maßstabe, im Gefühl eines Erben unsterblicher Güter, betrachtet er auch die kleinen Verhältnisse des

Lebens, und gibt ihnen somit nicht mehr Wert, als sie verdienen. Wohl dem, der nicht nötig hat, sich zu schmiegen und zu winden und durch konventionelles Wesen an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen. „So Ihr aber Nahrung und Kleidung habet, so lasset Euch genügen.“ Wie vieler Sorgen würden wir entbunden sein, wenn wir nach diesem Spruche lebten! Von Ehren und Würden, von Reichtum und bequemem Leben ist da nicht die Rede, und mehr Sorge als für Nahrung und Kleidung ist wohl der Leib von Staub nicht wert. Die Zeit benutzen, um den Hauch Gottes in uns zur Flamme zu machen, die auf dem Altar unseres Herzens dem Herrn ein wohlgefällig Opfer ist — das ist unsere Aufgabe.

Das Anhängen und Kleben an dem Kleinen, Gemeinen, Rohen, und gänzlicher Mangel an Beherzigung des Himmlichen und Ewigen, des Großen und Geistigen findet man überall. Nun wandeln wir so hier im finstern Tal, recht im Gefühl der Pilgrimschaft, und daß wir hier keine bleibende Stätte haben, darum wohl uns, daß wir ein festes, prophetisches Wort zum Stab und zum Führer haben: wir werden die Heimat nicht verfehlen.

Es ist eine große Gnade von Gott, daß, wie Hamann sagt, „jeder gottsuchende und liebende Mensch ein Allerheiligstes innerhalb seiner sieben wahren und fünf falschen Rippen erbauen kann, und sollte er auch, gleich Dante, durch die ganze Hölle geführt werden, seinen Himmel trägt er auch da mit sich; ja, mitten durch die Hölle, rein und unbefleckt! Das ist der wahre Tempel Salomonis, das echte Heiligtum, der wahre Stein der Weisen, und die Universalmedizin, die den Frieden gibt, der höher ist denn alle Vernunft.“

an den Freund Joh. Nik. Hoff.

31. Dezember.

Wenn ich die Kunst zur Ehre Gottes gebrauche, fällt alle unnütze, eitle Sorge um Anerkennung weg. Als Petrus mit seinen Genossen zu eigenem Nutzen auf den Fischfang fuhr, fing er nichts, obgleich er die ganze Nacht gearbeitet hatte; da es aber auf des Herrn Befehl geschah, hatte er das ganze Netz voll. — Laß dich's nicht kümmern, daß die Kunst aus ihrem Verhältnis zum Leben getreten ist. Ist Gott mit dir, wer will wider dich sein? Gott ist aber mit dir, wenn du bei Ihm bleibst. Die Gegenstände, die du wählst, sollen Bezug auf Höheres, Ewiges haben. Es sollen die bedeutungsvollen, edlen Rätselbilder der Natur treu aufgefaßt und wiedergegeben werden.

Dresden, 30. Oktober.

Oft ist jetzt wieder ein Zweifel in mir gegen alles Kunststreben aufgetreten. Was nützt am Ende auch alle Kunst? Führt sie uns nicht vom Besseren, von der Wahrheit gar zu oft ab? Ist sie nicht eine Dienerin der Sinnlichkeit? Kann sie uns Übersinnliches geben, und können wir als Künstler auch unserem Herrn nachfolgen?

Aufs erste zu antworten: Alle von Gott geoffenbarte Wahrheit kann uns nur bildlich gegeben werden, weil wir sinnliche Geschöpfe sind. Auch ist die Sprache der Bilder (in Poesie, Philosophie und Kunst) dem Herzen viel zugänglicher als die trockene, abstrakte Wahrheit. Die erhabensten Prophezeiungen, Psalmen und Sprüche geschehen in bildlicher Redeweise, der ganze jüdische Gottesdienst war Bild; in ihm lag die Wahrheit eingewickelt wie Christkindlein in den Windeln, und, wie Hamann sagt: „Poesie war eher als Prosa, Dialektik eher als Sophistik; Musik vor der Deklamation usw.“ Die Wahrheit in Natur- oder Sachbildern ausgedrückt, ist die wahre Sprache für das menschliche Gemüt. So also auch hat die Kunst, sobald sie sich an das Heilige und Höchste anschließt, sobald sie Dienerin des Glaubens wird, ein herrliches Feld vor sich. „Die Weissagung aber sei dem Glauben ähnlich“ — und die Poesie (Kunst) ist eine natürliche Art der Weissagung.

Fürs zweite: Was war die Hauptsumme von Christi öffentlichem Leben? Der kühne und göttliche Kampf mit dem kleintlichen Formelwesen der Pharisäer und Sadduzäer, mit der Trägheit des Geistes unterm Volk, mit Aberglauben und Unglauben. Und hat etwas von diesem hohen Beruf nicht auch der wahre Künstler? Ist sein Streben nicht auch Kampf gegen Philisterei und Mode, gegen flaches, leichtsinniges Menschen-treiben? „Das sind die wahren Helden unter den Weisen, welche gegen all das, was Torheit ist und für Wahrheit gehalten wird, mit Waffen des Geistes ihr Leben lang im Kampfe liegen“, sagt Hamann, der selbst ein solcher Held war. Es ist nur *ein* Geist der Wahrheit, obwohl unter verschiedenen Gestalten, und wahrlich, es ist ein hoher Beruf und eines guten Kampfes wert, die herrlichsten Quellen des menschlichen Geistes reinigen zu helfen vom Schlamm geistloser Arbeit und in ihren rechten Kanal zu leiten, welcher seinen Ausfluß in jenem Meere hat, dessen Wellen, von der Liebe Gottes bewegt, schwellen und fluten — der *Religion*. Du selbst aber reinige dich täglich, damit der Quell deines Gemütes lauter fließe, und vergiß über jenem äußeren Berufe nie deinen

viel größeren und wichtigeren inneren, durch Selbstverleugnung und Vernichtung deines bösen natürlichen Menschen dem Herrn nachzufolgen.

10. Juli.

Mein Bestreben, die Kunst oder vielmehr die Landschaftsmalerei mit meinem inneren Leben, mit dem Christentum in Übereinstimmung zu bringen, wird jetzt immer lebhafter und war auch heute mein Dichten und Trachten.

Die Schuld mag an mir liegen, wenn ich mehr in der Landschaft aussprechen will, als es ihre Grenzen erlauben; Allegorie in Naturbildern hat mir etwas Gezwungenes und Widerstrebendes, und ohne dieselbe scheinen sie mir zu undeutlich. Naturbilder sind herrliche Choralmelodien, von welchen wir den Text wohl ahnen, aber nur jene erhabenen Klänge, welche unser Innerstes aufregen, wirklich verstehen und empfinden. Die Landschaftsmalerei vermag, wie die Musik, nur allgemeine Gefühle auszudrücken, aber keine Gedanken deutlich auszusprechen. Das kommt daher, weil wir den Schlüssel zur Natursprache selbst verloren haben und aus der großen Naturharmonie herausgetreten sind, deshalb sind ja auch die meisten Empfindungen, welche Naturbetrachtung in uns erregt, wehmütiger und sehnsüchtiger Art. Wir fühlen unsere alte, aber seit Jahrtausenden getrennte Verwandtschaft mit ihr; sie mahnt uns ernst und geheimnisvoll an unseren Abfall, klagt mit traurigen Stimmen ihre Knechtschaft, der wir sie unterworfen, zeigt uns aber auch tausendfach die Liebe Gottes, einen verlorenen und wieder zu gewinnenden ewigen Paradiesesfrühling, zeigt uns stets, daß wir hier gleich den Erzvätern Fremdlinge und Pilgrime sind und nach einer besseren Heimat wandern. Besonders haben die Jahres- und Tageszeiten eine bedeutende symbolische Sprache. Diese muß ich in jeder schönen Landschaft oft nur durch Farbe und Beleuchtung reden zu lassen trachten; es soll und kann nicht immer ein klarer Gedanke, aber immer eine mächtig anregende Empfindung ausgedrückt werden, welche, natürlich immer edler Art, uns über die Erde hinweghebt und uns einen ewigen Frühling ahnen läßt. Die Natur redet eine ebenso mächtige, aber auch ebenso geheimnisvolle Sprache als unser Gewissen, beide sind Stimmen des Predigers in der Wüste. Alle Kunst und Wissenschaft sind Steine zum Aufbau der großen allgemeinen Kirche Gottes, welche die ganze Welt ist. Die Weltgeschichte steht unter Gottes Leitung. Der menschliche Geist soll in allen seinen Richtungen sich ausbreiten, und dann zum einigen Quell alles Lebens zurückfließen; unsere Kräfte sollen geheiligt werden, d. h. ihre erreichbare Vollendung in Gott finden.

Obwohl meine christlichen Freunde in Dresden ein starker Magnet sind, so ist mir's doch bange, in den ewigen Kunst- und Künstlerstrudel hineingezogen zu werden, auch andern Berührungen, die mir störend sind, nicht ausweichen zu können; und hier bin ich nun soweit gekommen, daß mir die große Einsamkeit und Stille unendlich lieb und wert geworden ist. Aber eben, daß es mir anfängt hier zu behagen, daß ich anfangen möchte „Hütten zu bauen“, das wäre mir, auch ohne daß ich es sonst wüßte, ein ziemlich sicheres Zeichen, daß meines Bleibens am längsten hier gewesen ist, denn unser Herr und Führer macht es immer so, daß Er ein Irdisches, in dem unsere Seele sich völlig einzuleben droht, unseren Händen entrückt, damit wir nicht um des Lebens willen leben, sondern leben um zu sterben. Ich meine damit nicht die saure Knochenmoral des „Memento mori“, auch nicht die altjüngferlichen Todes- oder vielmehr Leichenparadegedanken, denn für *so* dürr, und wieder *so* weich und schmachend wirst Du mich doch nicht halten: sondern an das mutige tägliche Absterben, das gewiß der eigentliche Zweck unseres Lebens ist, denn wo der Boden zu üppig wird, geht bekanntlich der Saft in die Schale, auf einem etwas mageren Boden aber kommt's dem Kern zugut: und freilich mag ein Menschenkind vor dem andern es nötig haben, nicht allzu üppig zu stehen, sondern von Sturm und Ungewitter oder ungezogenen Jungens brav gerüttelt, gezaust und geschüttelt zu werden.

Und hierher gehört wohl auch die Stelle, die mir heute auffiel: *Ringet* danach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet; denn viele werden danach *trachten* (und schmachten) wie sie hineinkommen, und werden es nicht tun können. Drum fleißigen wir uns auch, wir sind daheim in Dresden, Bernburg oder Meißen, oder wir wallen, daß wir Ihm wohlgefallen.

Freilich denke ich manchmal, wenn ich einem so treuen, tätigen, lieben und rechten Menschen, wie Du oder Maydell, so als Beichaise während der Lebensreise hinzugefügt wäre, so würde ich auch anders sein, als ich bin. Aber dann, das sehe ich jetzt wohl ein, würde meine arme Seele bloß, arm und nackend bleiben, mit fremder Habe sich kleiden, an fremder Glut sich wärmen, sich dabei für reich halten, und nur im Jenseits ihre Leerheit erst gewahr werden, wo es zu spät ist, sich einen Rock zu spinnen, denn wir können nur wirken, solange es Tag ist, es kommt aber die Nacht, da niemand wirken kann. Also ist es so schön und gut, daß die, so sich

lieben, weil sie in einer höheren Liebe sich begegnen, nicht immer beisammen sind, wie ihr Herz verlangt; sondern daß der Herr uns solch Zuckerbrot nur an Festtagen gibt, wo es dann angenehm schmeckt und gerade nicht den Magen verdirbt.
an Wilhelm von Kugelgen.

1836

Meißen.

Möge während der verflossenen Wochen der Herr mein armes, tägliches Gebet erhört und Dein Herz voll lieblichen Friedens, und Deinen Mund voll Lachens gemacht haben; und ist's noch nicht geschehen, so geschieht es doch in einer Kürze. Gewiß ist jetzt eine Zeit für Dich, wo der Herr mit Dir einen ewigen Segen zurichtet, indes in guten Tagen der Segen meist nur zeitlich ist, und wir dann nur von dem zehren, was wir in trüben Tagen erlernt und erlangt haben. Ich sage, *mit* Dir wird der Segen zugerichtet, denn ich denke, so wahr es heißt „ohne *mich* könnet ihr nichts tun“, ebenso kann es auch umgekehrt werden, „ohne *uns* kann und will der Herr eben auch nichts tun“; wir können niemand für uns in die Schule schicken, wenn wir selbst etwas lernen wollen.

Nun möchte ich nach Deinem Wunsch und meinem Drange gern schreiben, was mir gerade das Herz bewegt von göttlichen Dingen. Aber was soll ich da sagen? Mächtiger als je ruft und mahnt es mich nach Heiligung, die Sünde, die nimmer weichen will, bringt mich oft zur Verzweiflung, und mit zerissenem Herzen rufe ich täglich: „Herr, was soll ich tun, daß ich selig, daß ich von der Sünde erlöst werde!“ Ich sehne mich heftig nach Gott, und bleibe im Eiteln, sehne mich nach Heiligung — und sündige täglich; und so gehen meine Tage dahin, und ich sehe fast keine Frucht des Glaubens, spüre kein Wachsen in göttlicher Kraft zur Heiligung, es bleibt bei einem schwankenden Barometerleben! Wohl weiß ich, daß dies Leben im Glauben ein Werden und noch kein Sein ist, aber im Werden muß doch eben ein Wachsen von Kraft zu Kraft sein, und davon spüre ich so wenig.

Und welch ein hoher Ernst des Lebens, welche Kraft des Glaubens, der Liebe, der Demut und Verleugnung zeigt sich an so vielen Seelen in den früheren Epochen der christlichen Kirche, namentlich in der katholischen; welcher Friede blieb über diese Seelen ausgegossen, die in der Gnade Gottes blieben, und von solchem *Bleiben* in der Gnade, *Bleiben* am Weinstocke ist doch im Evangelium immer die Rede, und der Zustand, nach dem ich trachte, ist kein unmöglicher, keine Schimäre, sondern etwas, was der Herr ja wirklich von mir ver-

langt; auf meinem Bleiben an ihm, auf meiner Treue ruhen ja die köstlichsten und seligsten Verheißungen, und nur weil ich immer so wechselnd einmal eifrig, dann wieder lau, träg und untreu bin, habe ich so wenig Anteil an jenem Frieden, spüre ich kein richtiges Wachstum!

an Wilhelm von Kugelgen.

In solchen dürrn Stunden, wo alles Leben erloschen scheint, fühlt man den Unterschied zwischen Seelen- und Geistesleben, zwischen Gefühl und Glaube recht mächtig. Der Glaube liegt da so tief und heimlich gebettet und ruft so fest und zuversichtlich wie Du in Deinem Briefe: *„aber das weiß ich, daß ich dennoch meinen Herrn Jesum Christum von Herzen lieb habe“*, ob auch der Tod nach außen hin leibhaftig sein Unwesen treibt, und mit seiner Mutter, der Sünde, Zwiesprach hält. Denn allerdings ist in solchem Zustande der Leib und die Seele sehr unempfänglich für höhere Einflüsse, und dem Niederen und Bösen der Naturgewalt (oder besser der Sünde und des Satans Einflüsterungen) mehr anheimgegeben; und deshalb ist dieser Zustand auch für den Christen immer eine so schwere und wichtige Prüfungs- und Versuchsstunde, weil er da ohne äußere Kraft, und doch doppelt wachsam sein muß, weil er mehr als je der Sünde ausgesetzt ist. Nach jedem mächtig aufgeregten Gefühl tritt naturgemäß eine starke Abspannung ein; nach jedem neuen Ergreifen des Lebens in Gott verliert sich wieder die sinnliche Zutat des kräftigen Gefühls, welches den Zug des Geistes begleitete, und letzterer steht dann wieder des Gefühls entblößt, und hat in solcher Periode einen recht mühsamen Verteidigungskrieg mit den Anfällen des Satans zu bestehen.

In diesen Kämpfen und Mühen, wo der Geist nicht etwa von Gott, sondern nur von seinen ungetreuen Knechten, von Leib und Seele, verlassen wird, muß und soll er wohl eigentlich recht selbständig werden und *erstarken*; und heilige Männer mögen darin auch so weit gekommen sein, daß ihr Glaube entweder seine Diener, nämlich Gefühl und Empfindung, sich völlig unterworfen hat, oder auch gelernt, sich ohne diese zu behelfen. Also ist solcher Zustand des Verlassenseins, der Ohnmacht, der Dürre und die daraus hervorgehende Empfindlichkeit für die Lockungen der Sünde in dieser jetzigen Unvollkommenheit begründet, und wir müssen's uns eben gefallen lassen.

an Wilhelm von Kugelgen.

1837

Dresden, 5. Februar.

Das junge Deutschland hat gewiß mehr bewirkt, als manche zugeben wollen; denn die Kraft, welche die Massen bewegt, besteht am Ende weniger in der Tiefe einer Ansicht, sondern gerade in der allgemein verständlichen Oberflächlichkeit, sobald diese nur mit kühnen und glänzenden Worten die Stimmung der Zeit schonungslos ausspricht. Dadurch bekam ja schon der Rationalismus ein so großes Feld, der aber nur erst mit dem Christentum mäkelte und abhandeln wollte. Die christliche Wissenschaft hob sich und schlug ihn; aber da der Rationalismus nicht aus einem *Suchen* nach Wahrheit hervorging, sondern eigentlich nur die dunklen Triebe des fleischlichen Herzens auch innerhalb des Christentums zu befriedigen trachtete, so halfen alle tieferen Gegenbeweise nichts, sondern der Ausspruch: „Es ist mit dem Christentum rein aus, weil es veraltet ist, es muß nun was Neues kommen, was unseren jetzigen Zeitbedürfnissen entspricht.“ Diese Worte fanden Anklang in Hunderttausenden, weil es das Zeitbedürfnis der Gebildeten und Hohen ist, endlich einmal des langen Haderns mit der Bibel ganz los und ledig zu werden. Der Geist Gottes ist dieser Zeit ein Joch und unerträgliche Last, sie will des Teufels werden. Deshalb kokettieren die Schöngeister auch sämtlich mit ihrem „dämonischen“ Wesen, wie sie es nennen, und ein dämonischer Reiz usw. in Kunstwerken oder sonst, ist ihnen das Höchste, weil es eine gewisse Tiefe zu haben scheint, nach der sich ihr äußerliches Wesen doch auch sehnt. Tiefe ist da freilich auch, aber Höllentiefe. So ist denn das Kunstleben auch eitel, und man freut sich dabei nur, daß man das rätselhafte Ding zum Teil wenigstens gefunden hat, welches allein nicht eitel ist. Die schönsten Erdenfrüchte haben ihren Wurmstich und bitteren Nachgeschmack, und müssen durch ihr übles Beiwesen die alten Narren selbst immer wieder zur reinen Himmelspeise treiben, die man aus Verblendung zurücksetzen würde.

an Wilhelm von Kügelgen.

1839

Dresden, 25. August.

Der Umgang mit manchem lieben christlichen Bruder, dem ich gern die Hand reichen möchte, ist gestört durch den unseligen Konfessionsstreit; hier bleibt mir nur der Umgang mit dem lieben Peschel und auch Oehme. Beruf, überzutreten,

fühle ich nicht. Ist denn nicht jede christliche Kirche ein Gefäß, gefüllt mit der einen köstlichen Salbe zur Ehre Gottes und zum Heil der Menschen, und ist nicht jedes Gefäß besudelt, hat nicht jede Salbe überall den übeln Beigeschmack (die Schweizer sprechen auch statt riechen = schmecken) — den Beigeschmack menschlicher Zutat? Sobald man mich nicht zwingt, die Zutat als das Echte anzuerkennen, so bleibe ich, wohin mich Gott gesetzt hat . . .

Ich möchte gern manches mit Dir sprechen, was mir schwer fällt, schriftlich zu verhandeln, zum Teil auch, weil mir vieles dabei noch so unklar ist, und eben deshalb, um Klarheit in der Sache zu erlangen, möchte ich Dich hören. — Es betrifft das zwar abgedroschene Thema vom Verhältnis der Vernunft zur Offenbarung. Jetzt ist mir's praktisch wichtig! Ich merke, daß mein Glaube schwächer wird, je mehr ich ihn *wissen* will, daß er hingegen erstarkt, wenn ich Gott unmittelbar — wie die Kinder — in das Herz aufnehme; wenn ich das Kritisieren und Anatomieren dahinten lasse und hingehe und auch nur den Saum seines Rockes berühre. Wenn sich der Glaube als eine Kraft Gottes an meinem Herzen legitimiert, wenn er die tiefsten Bedürfnisse meines Herzens überschwinglich befriedigt, wenn er gibt, was kein *anderes* Wissen und Glauben geben kann, sollte mich das nicht beruhigen dürfen, sollte ich nicht alle Zweifel zum Teufel, mit dem sie sich reimen, jagen dürfen? Das Wissen gibt nur Steine zu verschlucken, Christus allein hat Brot für den Hunger meiner Seele! — Und nochmals muß ich sagen: Herr, wohin sollte ich denn gehen, du allein kannst meine Seele sättigen, und zwar mit deinen Worten, die da Leben sind und Leben geben.

Unser Glaube blüht erst über dem Grabe unseres Wissens, wenn wir das Unzulängliche der menschlichen Vernunft erkannt haben, und dann findet sich wohl auch ein Wissen über göttliche Dinge, das kommt aber nur aus dem Glauben.

an Wilhelm von Kügelgen.

1849

Dresden, 5. Dezember

Der Glaube ist eine Tat, die größte des Menschen, ein Erkennen unseres Lebens in der Selbstsucht, ein Sterben des natürlichen Menschen und ein Ergreifen der Gnade und Liebe Gottes in Christo und ein Leben in ihm, durch ihn, mit ihm! Gibt es etwas Herrlicheres? Der Glaube ist aber nicht ein Pensum, was man zu lernen hat und das man dann nach- und

fortbetet. Er ist eben die höchste Tat des Gemütes, wo Erkennen, Begehren und Wollen in eins zusammenfallen, und in dieser lebendigen Vereinigung aller Kräfte kann der Mensch und soll er dem Himmelreich Gewalt antun, und die solches tun, die reißen es an sich.

13. Dezember.

Ich lege kein sonderliches Gewicht darauf, ob einer ein Künstler Nummer eins oder Nummer fünf oder sechs werde. Darauf lege ich alles Gewicht, daß einer die empfangenen Gaben in gutem Sinne für den Bau des großen, zukünftigen und in der Entwicklung stets vorhandenen Gottesreiches zu verwenden gelernt hat. Keine Kraft, auch die kleinste nicht, geht da verloren; sie ist ein Baustein für den großen Tempel, den der Herr in, aus und mit der Menschheit sich erbauen will und erbauen wird. Was hilft ein Talent im schlechten Dienst verwendet? Es zerstört sich nur selbst. O, wollte man doch alles von diesem wahrhaft großen Standpunkt des Christentums betrachten und immer mehr von allem Schein, mit dem falsche Größe sich oft schmückt, hinweg und auf das Wahrhafte sehen, es würde jeder an seinem Platze unendlich mehr wirken können, und schon hier unendlich glücklich sich fühlen; er würde ein befriedigteres und lebendigeres Dasein durchleben, als es größtenteils der Fall ist. Das falsche Ideal macht uns unglücklich, die Wahrheit aber macht uns frei und glücklich. Das Heimweh nach dem großen, unbekanntem Vaterlande ist keine Torheit, kein Traumbild, sonst wären die tiefsten und heiligsten Gefühle, unser edelstes Streben, in dem sich gerade unser Wesen am stärksten ausdrückt, Narrheit; und bloß das Äußerliche, Schwankende, ja Triviale wäre Wahrheit. Es gibt aber kein Äußerliches, was nicht ein Innerliches, Geistiges zur Basis hat. Dies jetzt so vielen unbekanntem Vaterland und jenes Heimweh danach, was ist's denn anderes, als eben das große Reich Gottes, das Christus immer und immer verkündet, und dessen Art und Weise der Heiland in tief sinnigen Gleichnissen offenbart! Und das Heimweh, ist's nicht der Zug des Vaters zum Sohne? Denn er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben; wer Ihm nachfolgt, der schaut das Reich, hilft mit am Reiche bauen und die Wege dahin ebenen.

17. Dezember.

Die Weihnachts- und Neujahrszeit ist mir immer doppelt lieb und heilig, weil es die Zeit meiner zweiten Geburt zu einem wahrhaften und besseren Leben geworden ist, obwohl ich's noch in großer Schwachheit ergriffen habe. Das Leben

ist nichts, ist tot und trübe, solange man das wahrhafte Leben noch nicht gefunden hat, und wenn ich nicht die Sünde in mir und allen Menschen wüßte, so wäre es mir unerklärbar, warum man so dumm ist, nicht tausendmal mehr Fleiß und Anstrengung anzuwenden zur Behütung, Erhaltung und Förderung dieses Lebens unter Gottes Schutz, Gottes Nähe und in Gottes edlem Frieden. Aber wir sind eben Menschen und vor Gott recht schlechte Kerle, und mit unserer praktischen Weisheit ist's in der Regel wohl nicht weiter her, als mit unserer Tugend und Vortrefflichkeit.

Die Zeit und Einsamkeit benutze ich, um Vergangenes und Künftiges zu erwägen und zu überlegen; es setzt sich im Leben so viel Staub an, und die Gewohnheit läßt ihn kaum bemerken; so ein reinigendes Seelenbad ist auch recht notwendig, und ich habe Gott gleich anfangs gebeten, er möge diese Zeit mir für Leib, Seele und Geist segnen, und bis jetzt hat Er mir da auch treu und gnädig dazu geholfen. Wenn unsereiner im Benutzen nur auch jede Stunde so recht treu wäre; das Leben, auch das einförmigste (wie ich jetzt sehe), ist reich, sehr reich, um in uns die rechten Früchte des Geistes hervorzutreiben. Laß es uns recht nutzen, damit in *diesem* Leben das ewige sich schon reich entwickle; denn wer hier die Keime dazu nicht entwickeln läßt, wie sollen sie sich dort entfalten?

Liebe, teure Frau, ich küsse Dich tausendmal und bitte Dich, sei heiter und ängstige Dich nicht etwa um mich. Es geht zwar oft durch Not und Angst hindurch, aber wie wollte sich Glaube und Liebe bewähren, wenn alles so glatt für den alten Adam hinausliefe; der muß den Balg immer ein wenig gebeizt kriegen, daß er zu Kreuze kriecht und das Bessere in uns dadurch Luft gewinnt... Ich höre zufällig, daß ganz dicht neben mir eine protestantische Kirche ist, wo deutsche Predigt gehalten wird und ich also morgen zum Sonntag in die Kirche gehen kann; darauf freue ich mich sehr, wie Du denken kannst. — Hier empfinde ich recht, wie das zwar sorgenlose, aber untätige Leben, ohne ein Schaffen für andere, die wir lieben oder schätzen, auch in sonst erwünschtester äußerer Existenzform etwas recht Hohles, Nichtiges, Totes ist. Die Badegäste leben hier nur, um zu leben und künftig noch ein bißchen besser oder länger leben zu können; es dreht sich alles ums liebe Ich und um den alten Balg. Deshalb sollte mich eine tüchtige evangelische Predigt, eine kräftige Seelenspeise gar sehr erbauen und kräftigen, besonders wenn sie die Art hat, besagten alten Balg recht tüchtig von innen heraus zu waschen. 's ist nötig.

an seine Frau aus Ostende im Sommer.

Geistig lebendig und tätig in der Kunst und wieder durch die Kunst im Schweiße seines Angesichts sein ehrlich Brot für sich und die Seinen haben, und vor allem dazu ein Gott vertrauendes, demütiges und deshalb zufriedenes und frohes Herz in der Brust — was will's mehr, um so glücklich zu werden, als man's eben hier sein kann? Vollkommenes Glück könnten wir ja nicht brauchen, weil wir's nicht aushalten können und dabei verschlechtern . . .

Ich habe mir vorgenommen, jeden Tag recht speziell auf Gottes Willen zu achten und jedes Ding aus seiner Hand zu nehmen, Gutes wie Böses. Gott ist uns näher, als wir es glauben, und wer es glaubt, „dem ist das Heilige nah“ (Schiller); dem sind die Augen auch wirklich für Gottes Leben und Weben offen, und das ist eine überaus selige Erfahrung. Bei Gott und unserem Herrn ist keine Hautevolee, und man kann kommen, wie man ist, auch wenn man sehr unsäuberlich aussieht. Er ruft uns alle, und sein Wesen ist die Liebe, die keinen zurückstößt, sei er auch ein recht armer Sünder in jeder Beziehung. Und hat man diesen Freund im Himmel gewonnen und hält treuen Umgang mit ihm fest, dann kann man doch so heimlich glücklich die Leute ansehen, wie einer, der zwar vielleicht noch in geflickter Jacke einhergeht, aber doch einen reichen Schatz in seinem Hause weiß. — Ach ja, was würden wir für Kräfte gewinnen, wenn wir mit unserem Willen so ganz in Gottes Willen eingingen, ein Organ des höheren Willens würden.

Mir fehlt die volle Kraft des Glaubens, der mit aufgespannten Segeln fährt, mir fehlt die strenge Selbstzucht, der Gehorsam, mir fehlt gar sehr viel, und ich habe nur dann und wann eine lebendige Vorstellung, wie friedereich, wie stark und sicher über alle Welt und ihre Gewalt erhoben ein rechtes Leben im Glauben sein muß. Ein Leben, verborgen mit Christo in Gott, unscheinbar von außen, reich und göttlich gehoben inwendig! Mein Wille und Gottes Wille, wie eine Hand in die andere gelegt und gefaßt, und so sich führen lassen durchs ganze Leben, so sicher wie ein Kind an der Hand des Vaters.

Loschwitz.

Ich hoffe, wir werden noch manchmal zu kleinen Streifzügen in Gottes schöne Welt hinaus den Wanderstab und das Bündel nehmen; ich kenne wenigstens nichts Heilsameres, nichts,

was mehr rekreiert im vollen Wortsinn, nach Leib und Seele, als solch Abschütteln des gewohnten Staubes, um sich seiner Freiheit wieder einmal recht bewußt zu werden. Gottes Odem, der in und außer uns freier wehen kann und von unserer und aller Welt Dumm- und Torheiten nicht gehemmt wird, macht mich da froh, leicht und glücklich. Ich fühle mich da so frei wie im Gebet, oder wenn ich in stiller Stunde ein tiefes Wort des Evangeliums im Herzen bewege. Da merke ich auch, daß ich mit meinem vollsten Dasein an der Quelle liege, daß ich meiner bewußt und frei werde.

Der ehrliche gesunde Christenmensch (und vermöge der Taufe und des Abendmahls gehören wir ja dazu und müssen es nach unserem Gelöbniß auch innerlich zu werden suchen) — der wird bei schwerem Herzen und unter Leiden an Gottes Vaterhand recht herzlich sich ausweinen, oder auch seufzen und sich nur inniger, treuer an diese führende Hand halten, und in der Freude und Lust auch seinen Gott nicht verlieren, sondern gerade recht frei und rein sich seines Gottes freuen.

Da bleibt dem Herzen doch bei aller Trauer ein innerer, stiller Friede, bei allem Schmerz eine süße Hoffnung auf neuen Frühling, und bei aller Mattigkeit des Herzens und der Gebeine das Gefühl einer höheren, ewigen Kraft, die unsere Schwachheit hält. Und wenn's vorüber ist, welche Segnung, welche Früchte!

Das andere ist Unnatur, die mir ja recht zuwider ist. Christentum ist das echt Menschliche, was uns alle auf den rechten Platz ins Zentrum setzt, während alle von Gott gelöste Menschenweisheit recht exzentrisch und deshalb um und um besehen eine mehr oder weniger gründliche Dummheit ist.

Dresden, 31. Oktober.

Ich hatte jetzt oft ein rechtes Verlangen nach dem Thomas a Kempis mit den trefflichen Anmerkungen Sailers; ich will mir diese Ausgabe auch wieder anschaffen. Der äußere Strudel und selbst die Arbeit zieht einem oft allen Frieden aus dem Herzen, bedeckt das innere Leben wie mit einem Nebel, und selbst philosophische, theologische und poetische Leserei setzt nur Verstand oder Gefühl in Bewegung, während hier mit stiller, ruhiger Klarheit ein höheres Leben uns nahe tritt, das die tiefsten Bedürfnisse der eigenen Brust enthüllt und zu einem tätigen Ergreifen des höchsten Gutes antreibt.

1851

Dresden, 29. Juli.

Tiefster Schmerz ist mir oft zum großen Segen geworden. Ich wußte, er kam aus Gottes Händen, und ich lernte glauben und demütig sein. Wie oft habe ich früher meinen Glauben nur gebraucht wie ein Heide, der eben von seinem Gotte nur um die Erfüllung seiner Wünsche fleht, während wir in solchen Angststunden doch die Kraft — das Vertrauen üben müssen, daß es nicht das Beste sei, wenn unsere eigensinnigen Wünsche und Leidenschaften erfüllt werden, sondern daß Gottes Wille geschehe, weil der der beste ist, wenn ich's auch gar nicht verstehe, und wenn es auch schnurstracks dem zuwiderläuft, was ich für das Beste halte. Wie oft wollen wir Gott nur zum Helfer unserer Selbstsucht machen und von der Selbstverleugnung, von Demut und Gehorsam wollen wir nur wissen, wenn etwa alles nach unseren Wünschen geht.

Halten wir unser Herz in trüben und hellen Zeiten, in dürren und trockenen Stunden, wie in den bewegten und erfreulichen, immer klar und offen vor dem hohen Herrn und Vater im Himmel, so leben wir ein Leben des Glaubens, des Vertrauens und der Liebe; und dann ist sein Gang hoch weg über alle veränderlichen Stimmungen unseres Gemüts, und Freud und Leid bringt dann noch ganz andere bleibende Frucht. Ich suche die Dinge dieser Welt von dieser Seite zu fassen, und wenn es auch schlecht genug damit geht, so ist's doch das einzig Richtige und Heilbringende, und eine Übung fürs Leben, woran wir stark werden im Innern, jeder nach der Treue, mit welcher er die Gabe von oben braucht.

1854

Loschwitz, 15. Mai.

O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die weite Gegend! So himmlisch schön, so sinnlich schön! Der blaue, tiefe Himmel, die weite, grüne Welt, die schöne, helle Mailandschaft mit tausend Stimmen belebt! Ich fühle da so recht die Schönheit des lieben Vaters oben in all der sinnlichen Erscheinung und durch meine Sinne.

Und das alles um mich ist irdisch, und welche Armut wäre das, wenn ich Gott bloß in den schwarzen Buchstaben und bloß mit meinen körperlosen Gedanken erkennen, lieben, verehren könnte! Ein blühender Baum von Bienen umsummt, duftend, tönend, — dies Schauen ist mir oft lieber gewesen,

als die geistreichste theologische oder philosophische Abhandlung vom Wesen Gottes. Alle Dinge sind geheiligt, werden verklärt, stehen in der lebendigsten Beziehung zu ihrem Schöpfer. Bloß das Verderben dieser guten Dinge ist Sünde. Ist die Liebe in allen ihren Stufen zusammen, physisch, psychisch, geistig, göttlich, ist sie nicht in ihrem innersten Wesen so rein, so mächtig, daß es nichts Schöneres und Mächtigeres gibt, als diese Blüte des Lebens, diese in Gottes Händen heilige Kraft? Ist sie nicht Abglanz und Vorspiel des Verhältnisses der Gemeinschaft Gottes mit der menschlichen Seele? Eine Ahnung von jenem Seligsein, das wir jetzt unserer Verderbtheit wegen nicht ganz fühlen und verstehen können, oder nur die Besten und Reinsten in seligen Augenblicken.

Loschwitz, Oktober.

Wir sitzen immer noch auf unserem Berge, werden aber wohl in nächster Woche das Standquartier beziehen. So schön es hier noch ist, so sehne ich mich doch nun in Ordnung zu kommen. Ich kehre nun ohne die liebe Mutter heim; das liegt mir immer in Gedanken. Wo weilt sie jetzt? Diese Frage drängt sich mir oft herbei. Aber da schweigt alles Wissen und wird schweigen, solange irdisches Leben dauert, und doch ist's auch da nicht ganz Nacht geblieben; die Aussprüche unseres Herrn stehen da, wie helle, liebliche Sterne; sie sind fest und herrlich glänzend auf diesem nächtlichen Grunde, aber sie sprechen mehr zum Herzen, als daß ich sie begreifen und fassen könnte. Des Heilands eigene Auferstehung steht wie ein Morgenrot am Himmel, und „wo ich bin, da soll mein Diener auch sein“, und „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten“, das sind Morgensterne. Aber mehr als dieses Ahnen gibt mir die Lehre meiner Kirche auf Grund der Schrift, die Lehre von der Kirche selbst, welche ist die Gemeinde der Erlösten im Himmel und auf Erden, miteinander verbunden durch die Liebe, Gebet und gegenseitige Fürbitte.

Eins durch die Liebe zu ihrem Erlöser, welcher das Haupt des ganzen Leibes — Organismus — ist. Diese Verbindung ist mir die Erlösung der Menschheit, ihr Ziel und ihre Verklärung — in Ihm und durch Ihn selbst.

Ich weiß wohl, daß dies eine Idee ist, eine Idee der Heiligen Schrift, und daß damit die Frage nach dem Wo und Wie für meine sinnliche Natur nicht beantwortet ist. Wir leben aber eben im Glauben und nicht im Schauen; und es ist mir eigentlich auch lieb so, daß wir nicht mit dem Teleskop in die

Wohnstätten des Jenseits eindringen können, sondern daß ich meinem Erlöser Glauben und Vertrauen auf sein Wort beweisen und in Geduld seine Verheißungen abwarten darf.

Und daß wir einen solchen Himmel voll Sterne der Verheißung haben, Lichter einer höheren Welt, die so tröstlich herunterleuchten, dafür sollten wir recht dankbar sein und in unserem Falle unseren Glauben daran üben und stärken.

Ich habe neulich einen kleinen Stein für das Grab bestellt; es kommt bloß der Name darauf und der Spruch: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.“ Gewiß ein recht herrliches, tiefes Wort, wenn man es recht faßt und bedenkt.

Es fehlt mir immer etwas, und ich sehe mich manchmal um, als müßte von außen kommen, was die schmerzhafteste Lücke im Herzen gemacht hat, und sie wieder heilen; aber dann besinne ich mich, und der Loschwitzer Kirchhof und der noch kahle Sandhügel steht mir vor Augen. Und da heißt es ‚Glauben‘. Sichtbar ist der Tod, unsichtbar das Leben geworden! Warum es so geworden ist? Ich glaube, die Führung zu verstehen, und hoffe in den höchsten Willen mehr und mehr eingehen zu können, obwohl es mir jetzt noch nicht recht gelingen will. Gottes Stimme läßt nicht ab zu rufen, und so wird mir meine Stimmung schon klarer werden, je treuer ich aufmerke. Ach, wäre man nur nicht so sehr ins Äußere verloren, lebte man nur recht stark im Geiste und könnte dann wie von oben herab die äußeren Dinge regieren, statt daß sie mich jetzt von unten herauf oder von außen regieren und oft auch despotieren . . .

Christus allein ist unser aller Arzt und Heiland, der unsere Seelen gesund macht, wenn wir Ihm vertrauen und nicht unseren Gedanken folgen, die wandelbar sind, sondern folgen und gehorsam seinen Worten, Worten, die ewig und unwandelbar sind. Denn wir haben ja auf der Welt nichts, das zuverlässig wäre; am wenigstens sind es unsere eigenen Meinungen und Empfindungen, und wir brauchen doch einen festen Grund, auf dem wir stehen und fest fußen können, wenn uns die ekle Seekrankheit unserer Zeit nicht überkommen soll, die eben aus dem Schwanken des Grundes unserer ganzen Existenz besteht, und die den Überdruß und moralischen Katzenjammer zur Folge hat. Selbst unsere Meinungen über Gott und Christus sind nicht einmal stichhaltig, eben weil es die unseren sind. Sein Wort allein, im Glauben und Demut aufgenommen und im Gebet durch seinen Geist lebendig und wirklich gemacht, das ist's, was in allen Stürmen aushält und zum höchsten Ziele führt.

Je älter ich werde, und je mehr mir die Einsicht wächst in das Wesen aller Kunst, um so mehr freue ich mich ihrer, und sie wird mir immer mehr ein wunderschöner Engel, der die Menschen, die eines guten Herzens sind, begleitet und sie oft von ihren allzu schattigen Pfaden auf sonnige und blumige Stellen führt, wo sie rasten können, und wo die Freude wächst und die Sehnsucht nach dem großen, herrlichen Sonnen- und Blumenlande, das denen aufbehalten ist, die seinem wunderbaren, mächtigen Glockenton folgen. Dieser Glockenton hallt wie ein fernes Echo wider in der Kunst, in der Wissenschaft hie und da, in der Natur; und alle Sonntagskinder hören die Glocke und Sonntagskind kann man werden, wenn man reines Herzens wird.

Lenchen führt mir jetzt das Hauswesen, und zu meiner großen Freude und Verwunderung mit einer Umsicht, Ruhe und freundlichem Wesen, daß ich meine innige Freude darüber habe. So versüßt Gott das Kreuz, und für die Kinder ist auch ein rechter Segen darin gewesen, oder der Herr hat ihn daraus hervorwachsen lassen, das sehe ich schon jetzt. Der stille Schmerz um meine teure Frau ist mir wohltuend; im Geiste bleibe ich durchs Gebet mit ihr vereint vor Gottes Thron, *sie* durch Christi Gnade in der Kirche *droben*, *ich* durch dieselbe Gnade in der Kirche *unten*, und die Kirche Christi ist ja Sein Leib, der Organismus im Himmel und auf Erden, von welchem Er das Haupt ist, oder auch die belebende Seele; im heiligen Mahle liegen wir gemeinsam an Seinem Herzen, und Er strömt Sein heiliges Blut als geistliche Nahrung durch alle Seine Glieder. Mir sind süße, tröstliche Gedanken darüber in reicher Fülle gekommen, und so fühle ich die leibliche Trennung weniger, da eine geistige nicht stattfand, und also auch jetzt nicht vorhanden sein kann . .

an Julius Thäter.

1855

Loschwitz, 21. Juli.

Ich lerne unter des Herrn Hand Geduld und Zucht üben, mit der man es sonst immer zu leicht nimmt. Ich lerne seine Reinheit und Heiligkeit ernster verstehen und sehe meine Unlauterkeit, die durch und durch geht, mit Schrecken; aber sie treibt mich auch mächtiger zu seiner großen Liebe und Barmherzigkeit, die man in guten Tagen so ganz nebenbei liegen läßt. Gewiß kommt man in dieser harten, aber praktischen Schule, wenn man nur recht treu wäre, weiter, als mit allem faulen Grübeln. Scheintugend und Wahnglaube entschwinden einem unter den Händen, und man sieht erst dann,

wie entsetzlich wenig Frucht der Wahrheit an dem armen Feigenbaume zu finden ist. Durch den Tod der lieben Mutter ist mir dies Leben fast wie gestorben; es ist mir, als hätte ich die irdische Zukunft verloren. Ich lebe nur noch für euch Kinder; aber eines, hoffe ich, soll mit des Herrn Hilfe aufleben: der wahre Anfang eines ewigen Lebens in ihm und in seiner heiligen Erbarmung. Das allein, ganz allein ist mir ein Licht in meinem Dunkel; und weil es auf hartem, sehr hartem Wege zu diesem Lichte geht, so bin ich sicherer vor Täuschung und Gefühlswesen; vielmehr ist alle Wahrheit praktisch, handgreiflich und recht tatsächlich, wenn auch die Schale zum süßesten Kern entsetzlich bitter und hart dünkt. Nur immer zu, Jesus Christus sei mein alleiniger Führer, Helfer, Erretter und lieber, heiliger Freund. Ja, er allein! . . .

Wie ist doch Kreuz so bitter! Und es kostet tägliches Mühen, es täglich neu aufnehmen und gehorsam und in Geduld es dem nachtragen, der das Seine uns vorgetragen. Innen umzogener Himmel, und nur *ein* Sternchen, das uns verheißt, als Morgenstern wieder zu winken vor Beginn des hellen Tages! Oder ist die Nacht schon vorüber, ist's schon der Morgenstern? Ich weiß es nicht! Also nur geduldig weiter geschleppt, haben wir doch ihn und seine ganze herrliche Gnade. Wenn wir von recht innerlichem Ernst getrieben, in aller Wahrheit an Gott und sein Wort uns halten, dem Heiligen und der Heiligung nachtrachten, bis sich die Schätze seiner Wahrheit und Gnade uns täglich mehr öffnen und Selbstverleugnung, Demut, Gehorsam und Liebe uns in allem treiben und bewegen, so müßte ja ein Leben auch in trüber Kreuzeszeit einen recht süßen Frieden, ein Ruhen in seiner Liebe mit sich führen, wo wir täglich ihm dafür danken dürften. Es müßte ein Friedensleben sein, das dunkel von außen, nach innen licht wäre. Und dabei Tag für Tag ein Wachsen zu immer größerer Wahrheit, deren Fülle und Herrlichkeit mich jetzt mehr und mehr beseligt, weil sie mir mehr und lebendiger aufgeschlossen wird, je bitterer das Außenleben auf mich eindringt und mich drängt, den Blick auf die alleinige Quelle alles Trostes und alles höchsten Heiles hinzulenken. Drängen uns die dunklen Tage nicht zu ihm, dem Lichte, wie sollen wir es finden, wenn die Welt ihre Kronleuchter angezündet hat, und das Orchester seine Walzer losläßt?

Das Lossein vom Kreuze ist nicht in unserer Macht, so viel Wege wir auch versuchen. Er kann es freilich auch wegnehmen, er allein, wenn er will, und er will es, wenn es uns gut ist. Und doch ist das größte Elend, daß wir allesamt Gottes vergessen würden und unser Heil in Ihm nur mit sehr halbiertem

Herzen suchen, wenn Er uns nicht oft in die Kreuzesschule nähme und uns fast das Herz zerbräche, so daß wir Ihn dann auch fast nicht mehr verstehen wollen. Ich muß Gott danken, daß Er meine Liebe, die gute Mutter, schnell und ohne große Leiden weggenommen hat. Ihr Sterbetag ist nahe.

Ich habe, wenn ich einsam oben im Wald herumgehe, gar süße Stunden; ich verfolge da eine Idee, die mir nach dem Tode der Mutter zuerst aufging, jetzt immer gewisser, größer und freudreicher mich umfängt. Es betrifft das göttliche Reich, welches ich in der Kirche realisiert von der Apostelzeit her vor mir sehe. Wie sonderbar, daß man oft von den herrlichsten Dingen gar nicht berührt wird, sobald man nur die *unvollkommene* Erscheinung derselben allein im Auge hat. Wer sein Auge, seinen Formensinn nicht unablässig gebildet hat, sieht in einer Venus von Melos auch nichts als einen Torso alten Marmors, ein Stück Weibsbild. Dem feineren Sinn geht wirklich etwas übersinnlich Großes in dieser vollendeten sinnlichen Erscheinung auf, und darin erst versteht man die große Idee des Künstlers und ist entzückt und beseligt davon. Größer, reicher, faßlicher ist mir die Idee der Kirche Christi geworden in ihrer ganzen geschichtlichen Entwicklung und sichtbaren Erscheinung, mit all ihrer Tiefe, die bis ins göttliche Geheimnis hineinreicht. Doch davon wollte ich ja nicht sprechen, sondern nur, daß ich recht reiche Stunden von Gottes Güte habe, trotz dem tiefen Leid, das mit mir aufsteht und mit mir schlafen geht, wenn ich schlafen kann. Und auch da brennt es nicht geradezu verzehrend, wie geheimer Brand unter Sparrwerk, sondern mehr wie Kohlenglut im Weihrauchfaß; es verdampft, und süßer Duft als Gebet steigt hoch hinauf und macht das Herz immer freier und frischer, bis es sich in Lob und Dank auflösen kann; und dann kommt ein heiliger Friede herab wie obere Lebensluft und Odem Gottes.

Geh nur hinaus in Wald und Wiesen, und bete da, und wenn du nichts Besonderes weißt, so fange nur bei der ersten Vaterunserbitte an, jede dieser kleinen Bitten ist wie lauterer Edelstein, voll Licht, wenn auch der Kuhhirtenverstand es für Stein ansieht, gut genug, um damit nach seinen Kühen zu werfen.

August.

Viele wollen Wahrheit, wo sie auch immer zu finden sei. Die Wahrheit ist in Gott und Gott ist selbst die Wahrheit. Machen und erdenken läßt sich die Wahrheit nicht, erlernen auch nicht, weder eigenes noch fremdes Fabrikat kann sie ersetzen, aber dies Höchste und Seligste ist freies göttliches Geschenk, und das läßt sich *erbitten*. Suchen, Anknöpfen, Bitten,

so wird man empfangen. Warum wollen wir uns denn so ungerne beugen und nicht mit Demut und Kindesvertrauen geschenkt nehmen, was keinem vorenthalten wird, der ernstlich will, anhaltend will, und das will und so will, wie es des Höchsten Wille nur geben will? Unser ganzes seligstes Glück und Genügen verschmähen wir, verzetteln wir, nicht weil es zu schwer zu finden, zu schwer zu erlangen, sondern weil es eben, wie alles Größte und Höchste, zugleich das Einfachste und Natürlichste ist.

Bete jeden Morgen, jeden Tag, und weißt du nicht wie, so lerne das Vaterunser. Da ist alles in Fülle, was ein Menschenherz braucht, um selig zu sein bis zum Jauchzen. Vor allem bete in solchen Stunden, wo die Seele Tränen zu den Augen herausjammert, oder das Herz wie zwischen Steinlasten eingeklemmt erstarren will — dann lerne diese Kraft aus der Höhe kennen, und glauben aus tiefster, lebendigster Erfahrung wird dir nicht mehr ein unmöglich Ding scheinen. Das andere Allbekannte und doch Verborgenste, welches als ein voller Strom direkt in das ewige Leben voller Seligkeit dahinfließt und nie verdürsten und verdorren lassen wird, ist das Neue Testament. Lies täglich ein Stücklein. Verschmähe das Christentum nicht, bevor du es kennst. Und wie oft kennt man es nicht und hat nur verschrobene Vorstellungen, abstrahiert von allerlei Volk, das sich für Christen hält.

Achte weder hohes noch gemeines Geschwätz darüber; aber gehe selbst zur *Quelle* und schöpfe täglich und nie ohne den Geist des Lebens angerufen zu haben, der über dem Chaos schwebte und Leben hervorrief, wo vorher Dunkel und Verwirrung war. Diese zwei Dinge sind Praxis, und diese allein hilft zum Glauben, die lebendige *Tat*, nicht aber Grübeln, Zweifeln, Studieren, oder auf die gebratenen Tauben hoffen, die in der Luft zufällig herumfliegen können. Ruhebetten oder auch Pfützen gibt's manche auf dem Wege nach dem Zentrum; wehe denen, die da kurze Ruhe finden. Für redlich Suchende gibt's keinen Frieden als im Zentrum. Es gibt keinen andern Weg zur Erfahrung der Wahrheit als Suchen in der Schrift, Bitten um Licht, Suchen bei dem, der sich selbst die Wahrheit und das Leben genannt hat, Jesus Christus.

1860

Dresden, 31. Mai.

Alle äußere Geschichte im Reiche Gottes, in der Schrift Alten und Neuen Bundes, ist zugleich eine innerliche und vorbildend das, was ein jeder aus dem Worte Gottes Neugeborene innerlich wieder durchlebt.

Stille sein und harren auf die Hilfe des Herrn ist das Rechte. Es versteckt sich unser Eigensinn und Eigenwille gar oft auch in geistlicher Maske; da kann man nicht genug auf der Hut sein, um nicht Heuchler zu werden, wenn auch nicht vor den Menschen, aber vielleicht vor Gott. Man möchte gleich vortrefflich sein, und sollte doch zuerst recht arm im Geiste sein, man kennt ja den heiligen Pharisäer und den armen sündigen Zöllner und wer von beiden Gott näher war.

1861

Urach, Sonntag, den 4. August.

Blauer Himmel, schöne frische Luft. Der Traum hat mich sonderbar bewegt, und ich kann den Eindruck nicht vergessen. Ich hatte vorher gar nicht an den Todestag gedacht. Ich ging zur Kirche. Gute Predigt. „Es ist nicht willkürliches Belieben des Heilands, ob er uns erhören und annehmen will oder nicht. Nein, es ist eine göttliche Notwendigkeit seines Wesens, Liebe und Erbarmen zu erweisen, uns zu suchen, uns entgegen zu kommen!“ O, welcher Trost ist das!

Nach der Kirche auf einer Waldhöhe über der Stadt. Im Schatten der Buchen das grüne Tal überschaubar. So still und lieblich. Auch in meinem Innern schien der Bann gebrochen; der hoffnungslose Kampf gestern, der Traum, endlich die Predigt hatten die harte Rinde gebrochen. Da bliesen die Zinkenisten vom alten Stadtkirchturm: „Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf Ihn alle Zeit, den wird Er wunderbar erhalten, in aller Not und Traurigkeit.“ Da lösten sich die Bande, und von demütigem Dank floß die solang gequälte Seele über; ich empfand Frieden, und die blanken Tränen liefen mir aus den Augen. Gott sei Dank!

Wir haben acht ganz paradiesische Tage verlebt; denn nach den so lange anhaltenden kalten und trüben Tagen brach endlich die liebe Sonne glänzend durch die Wolkendecke und erschloß im Nu alle Blüten auf einmal, und ein lichter Blütenglanz von Weiß, Rosenrot und Grün füllte die warme Luft mit den lieblichsten Düften. Man fühlt sich wie in des Himmels Vorhof und weiß vor stillem Glück nicht, was anfangen. Dazu kommt noch ein Summen und Klingen durch die ruhige Luft von Bienen und Vogelsang, welches zu einem süßen Träumen einladet. Eigentlich ist dies Wohlgefühl nicht sowohl ein Selbstvergessen, als ein Vergessen des Leides und des Schmutzes, der allem Erdendasein anklebt... Das wahrhafte

Gebet, zu dem man seltener kommt, gibt ganz dasselbe in einer höheren Potenz.

1863

Dresden, 16. März.

Es gibt Höhepunkte im Leben, im Schmerz und in der Freude, wo wir fast die hohe Hand zu erblicken glauben, die unser Leben leitet und die Fäden webt!

Wenn ich Ihnen, verehrte Freundin, kein besonderes Wort sage — so geschieht das in der vollen Überzeugung, daß Sie und die lieben Ihrigen den vollen und einzigen Quell alles Trostes kennen und lebendig in sich tragen, und anderer Menschentrost kein nütze ist! Im Unglück kann man sich wohl trösten, Sterben ist kein Unglück; es ist etwas so Ernstes und Heiliges darin, weil es ein Ratschluß Gottes ist, daß man da nur sich beugen kann und das an uns ergangene Wort im Herzen bewegen! Die menschliche Trauer und die Tränen wollten ihr Recht und ihre Zeit haben, und die Zeit heilt auch den Schmerz der geschlagenen Wunde; was aber innerlich dabei erlebt und erfahren wurde, ist eine Frucht für die Ewigkeit!

an Frau Thomas.

1864

Loschwitz, 20. Juli.

Wie gerne möchte ich jetzt manchmal in der schönen Alpenwelt sein, wo Gott mit Fraktur geschrieben hat, und dem alten Herzen rechten Schwung und Aufschwung versetzen! — Aber hier ist's auch ganz hübsch, und ich danke Gott wahrlich recht von Herzen, wenn ich die schöne Morgenluft im Walde einziehe, die wie Balsam sich ans Herz legt, ans Herz, das in Gottes Willen ruht und in dieser Burg sich sicher fühlt. Wenn man nur nicht oft naseweis genug wäre, dieses innerste Geborgensein zu verlassen und dann den Schaden davon hätte.

Die Überzeugung steht mir fest: nicht Demonstration und Theorie kann aus Zweifeln helfen und zum Glauben fördern, sondern Tat und wirkliches, wahrhaftiges Leben. Auf die Frage nach dem Geheimnis des „Neugeborenwerdens“ von oben und auf den Not- und Schmerzensschrei aller edleren Naturen: „Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes“ legt man oft dem Christen die falsche Antwort in den Mund: „Du närrischer Mensch, warum bekehrst du dich denn nicht zu uns?“ Der rechte Christ wird im Gegenteil bekennen müssen, daß es mit unserem Rennen und Laufen und

Kopfzerbrechen gar nicht getan, daß dies alles ganz vergeblich ist, daß der Glaube nur als Gnade, — als Geschenk von oben gegeben wird und dem zerbrochenen Herzen das Heil näher liegt, als dem zerbrochenen Kopfe.

Das ist ja gewiß anzunehmen, daß der Mensch, der Wahrheit entfremdet, obwohl sie suchend — doch nicht immer in dem Zustand ist, sie lebendig aufzunehmen, aber nicht, weil seine Individualität überhaupt nicht dafür sich eignet (wie könnte er sonst ein Sehnen und Bedürfnis danach haben?), sondern weil seine Zeit noch nicht gekommen, die Krisis dieses inneren Prozesses noch nicht eingetreten ist. Die Krankheit will hier auch ihre volle Reife erreichen, und tritt der Wendepunkt ein, dann wohl denen, „die guten Willens sind“; es wird sich zum Leben entscheiden.

Der Glaube liegt nicht in unserer Macht und an unserem Rennen und Laufen, sondern er ist Gottes Geschenk und Gabe, wie wir denn alle wahrhaft gute Gaben und höhere Güter immer nur empfangen, nie uns machen oder erwerben können. Der Zweifler wird entgegnet, daß der Mensch dann keine Schuld habe, wenn er ohne Glauben sei, und daß es eine Ungerechtigkeit Gottes wäre, wenn er dem einen ihn schenkte und den andern schmachten ließe. Aber auch hier bei diesem „Neugeborenwerden“, dieser radikalen inneren Umwandlung des Menschen durch eine Kraft Gottes, kommt doch auch die Mitwirkung des Menschen in Betracht. Es ist ja dasselbe Gottesgesetz (oder nenne man es Naturgesetz) wie beim Acker und dem Samenkorn, nur in einer höheren Region. Vorbereiten, pflegen den Acker, den guten Samen aufnehmen ist ebensosehr Sache des Menschen, wie es Sache des Himmels ist, seinen Sonnenschein und belebende Kräfte zu geben. Regt sich in uns das Verlangen ernst und dringend nach dem höchsten Gute, durch welches unser Leben erst seine vollste Ergänzung und damit die Harmonie seines Wesens erhält, so muß ich mich sammeln und störende Einwirkungen abzuhalten suchen, und in stiller, beharrlicher Richtung des Gemüts die Hilfe von oben in Demut erwarten. Tue ich das Meine. Gott tut viel gewisser das Seine.

Das Sprichwort sagt ja: „Not lehrt beten“ und „Wer bittet, der empfängt“, und das ist schließlich doch der einzige tatsächliche Weg. Gewiß ist, das Reich Gottes (das Leben in der Wahrheit) läßt sich durch Spekulation nicht erwerben; dazu gehört das Ringen anderer Geisteskräfte. Wirkliche Kräfte, Tatsachen, das Leben selbst, nicht die einseitigen Operationen unserer Vernunft führen uns Gott entgegen, und in Ihm ist die Wahrheit.

Loschwitz, 12. Juni.

Mir kommt's oft vor, als sei das Philosophieren ein Kopfzerbrechen über Zahlen und Rechenexempel. Wenn man's auch herauskriegt, es bleiben immer nur tote Ziffern!

Die lebendigen und schön gemalten Hieroglyphen, die das Menschenleben und die ganze Natur, von der Blumenwiese bis zum Sternenhimmel, mir vorführen, berühren mein innerstes Wesen, mein Denken und Empfinden so ganz anders, so natürlich und schöner, daß ich dabei gesund bleiben kann; und auch ihre Rätsel und Geheimnisse flößen keinen Trübsinn ein, ich weiß sie in guten Händen. Der ungelöste Widerspruch von Erkennen und Erregen (oder Empfinden) ist doch wohl nicht der tiefste Quell des menschlichen Unfriedens, eine lebendigere aber bitterere Quelle ist der Widerspruch von Wollen und Können, den auch Paulus im Römerbrief vorbringt, und wenn der Quell erst in seiner Bitterkeit überläuft, dann ist die Hilfe da, die allen Widerspruch löst.

Einem zerbrochenen Herzen ist Gott nahe, ich weiß nicht, ob der zerbrochene Kopf eine Verheißung hat? Vielleicht weil bei ersterem mehr die Liebe, bei dem andern wohl mehr ein falscher Stolz im Spiele ist.

1. August.

Man sagt, das Christentum habe sich überlebt, sei veraltet, habe seine Kraft verloren. Das ist ein Irrtum; es ist eine Kraft Gottes, und die wird nicht alt. Aber die Menschen stehen anders zum göttlichen Worte, sie haben sich unfähig gemacht, diese Kraft Gottes auf sich wirken zu lassen. Die Erlösung auf Golgatha ist ohne uns geschehen für alle, aber wirksam kann sie nicht ohne uns sein.

Optimismus und Pessimismus. Jedes Ding hat zwei Seiten, sagt man. Der eine sieht mehr die freundliche, lichte Seite, der andere die Schattenseite. Wer hat recht? Gewiß die Bibel: Die Dinge waren ursprünglich gut und sind verdorben, mehr oder weniger häßlich und schlecht geworden. Liebe löst das Rätsel. Die Liebe kann ja lieben, was auch gar nicht so schön ist, sie liebt in Geduld auch das Mangelhafte; sie liebt mit Erbarmen das, was selbst verloren und verdorben war. (Die Liebe Gottes und Christi!) Christus erkannte das Göttliche in den Menschen und ihr Verderben. Er liebte sie mit Geduld und Erbarmen bis in den Tod.

Dresden, 6. Januar.

Das Parlamentieren mit dem Zweifel, ja selbst die apologetischen Bemühungen, den Glauben zu stärken und zu festigen, sind mir mehr und mehr verleidet. Auch mit letzterem kommt nicht viel heraus. Das beste ist doch der tatsächliche, einfache Verkehr unseres innersten Lebens mit Gott in Christo. Den Glauben kann man weder sich noch anderen andemonstrieren, aber man kann ihn stärken und pflegen durch die Tat und durch innersten Verkehr des Seelenlebens mit dem Schöpfer. Die Vorlesungen von Vogt aus Genf regen jetzt gewaltig auf; der Zudrang zu denselben ist groß, ich denke indes, so viele ihm auch beifallen, so werden doch sittliche Gemüter auch zu ernsterer Einkehr und Prüfung ihres eigenen religiösen Standpunktes getrieben werden, und das hat sein sehr Gutes. Vogt mit seiner extremen Richtung und mit seinem Spott und Haß des Christentums hat vielleicht die Mission, aus dem Schlafe zu rütteln.

12. Mai.

Schon seit Jahresfrist hat bei mir eine ernstere Einkehr stattgefunden. Ich war aber auch sehr abgekommen. Lesen apologetischer Schriften verhalf doch auch nicht zum Glauben; sie zeigen das Leben, aber zeugen es nicht. Leben kommt vom Leben. Tatsächliches Herzunahen zu Gott im Gebet, täglich und stündlich, und ein Ergreifen seiner Botschaft in Christo, ein Kämpfen mit den bösen, alten Gewohnheiten, ein täglich sich Erneuern und frisch Anfangen, das wird zum Ziele führen! Zum Ziele? Auf dieser Erde bleibt es wohl stets ein bewaffneter Friede, oder ein Friede unter Kampf, aber die Richtung des ganzen Innern zielt unablässig und getrost auf ein ewiges, unbeflecktes, unverwelkliches Leben, unser Erbe durch Christum.

17. Mai.

Der Zweifel an den höchsten Wahrheiten, wohin führt er? Wird er jenseits aufhören? Ist die höchste Wahrheit nicht immer etwas, was weit über unser reines, volles Erkennen gehen wird? Die Wahrheit (Gott) ist immer hoch über uns, und wir können nur fassen nach dem Maß, das uns gegeben ist, und sind deshalb auch immer selig und befriedigt von der jedesmaligen Erkenntnisstufe; aber eben, weil das Wesen der Wahrheit ein Licht ist, dahin wir nie kommen können, wir würden sonst Gott selbst sein müssen, muß sie von uns geglaubt werden; aber auf den höchsten Stufen wird dieser

Glaube auch zweifelfrei sein; weil wir ihn als unsere einzig mögliche und völlige Beseligung erkannt und erfahren haben, und bereits in der Wahrheit leben. Ein Rückfall in Zweifelhafte ist dann gar nicht mehr möglich, nur ein Vorwärtstreben zu immer völligem Genuß des höchsten Gutes der Wahrheit: Gott.

1869

Loschwitz, 9. Oktober.

Meine Aufgabe ist jetzt allein, mich innerlich sammeln. In meinem religiösen Leben erkenne ich, daß, wenn es wahres Leben wieder werden soll, ich zu den einfachen Anschauungsweisen der ersten Zeit zurückkehren muß. Es hatte sich meiner, statt des kindlichen Hinzunahens zu Gott und Christo, ein stetes Reflektieren, selbst im Gebete, eingestellt, wobei alle Unmittelbarkeit des Verkehrs mit dem Höchsten verloren ging, und Bitte wie Gabe geschwächt und krüppelhaft aufstieg und herabkam. Solch ein Verhältnis ist unkräftig, kühl, lahm, macht nicht satt noch froh, bringt nur Treibhausfrucht. Ja es ist eigentlich gar nicht das einfach menschliche, nicht das natürliche Verhältnis; es muß wieder ohne Klügelei, rein, einfältig werden, das Herz muß stehen, wie das Kind zu den Eltern, wie Braut zum Bräutigam in unmittelbarer Gemeinschaft, wie von Angesicht zu Angesicht, wie Herz zu Herz, nicht Vermittelung durch bloßes Denken und Reflektieren. „Werdet wie die Kinder!“

1870

18. Mai.

Ich habe jetzt das lebhafteste Gefühl, daß es auch mir an der rechten Demut fehle; Demut im Sinne Christi. Denn daß man sein Denken und Tun nicht hoch anschlägt, ist noch gar keine Demut, oder die negative Seite derselben. Mit vollster Liebe und vollstem Vertrauen, wie ein Kind sich in den Schoß des Vaters legen, alles Ihm überlassen, und nur stündlich auf seinen Willen achten und ihn tun, gar nichts von den Menschen und den Dingen, alles von *Ihm* erwarten, alles aus seiner Hand nehmen, und keine Ansprüche daran hängen, als könne es größer, etwas anderes oder Besseres sein, und dann alles kindlich Ihm sagen, Ihm auch klagen, und sein Wort gebrauchen, das würde schon bessern.

„Kommet her zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid“, spricht der Herr, „ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.“

25. Dezember.

Das Elend des Krieges wird tief empfunden, und die Sehnsucht nach Frieden ist der einstimmige Wunsch aller. Die Opfer und Anstrengungen sind ungeheuer. Es wird sehr viel getan, um das Elend zu mildern.

„Ehre sei Gott in der Höhe, und Friede auf Erden“, beides möge doch volle Wahrheit werden! — Die ihn aber aufnahmen, lebendig und wahrhaft, im Herzen und im Leben, waren immer nur wenige, und bei ihnen wird ja das Wort stets seine Erfüllung finden. Geht unser Volk, geht die Richtung unserer Zeit dieser Erfüllung mehr entgegen, oder entfernt sie sich davon? — Komm und bleibe bei uns, Herr Jesus Christ!

1871

Dresden, 1. Januar.

Der Anfang sei mit Gott gemacht. Er möge die Sonne seiner Gerechtigkeit in unsere Herzen senden, auch in mein Herz, daß es mehr und mehr reife Früchte des Geistes bringe, die ihm wohlgefällig, weil Wahrheit, sind.

Juli.

Die Zeitgeschichte wird fast vorherrschend Kirchengeschichte, es muß also wohl im Reiche Gottes etwas sich vorbereiten, was recht wichtig ist. Die Zeit scheint immer wichtiger und wuchtiger in christlicher Beziehung zu werden, man sieht gleichsam die Fäden, welche die Menschheit oder sogenannte Christenheit bewegen, wie mit leiblichen Augen und in eine „hohe Hand“ zusammenlaufen. Dann ist allemal etwas Entscheidendes nahe im Leben des einzelnen sowohl, wie im Leben ganzer Völker. Wir sollten in unserem Gebete uns nicht gar zu sehr mit uns allein befassen, sondern um ein Näherkommen seines Reiches bitten.

Mitten in und über den Kämpfen und im oft recht wirren Treiben der Zeit lebt und webt der christliche Glaube, oder vielmehr, es ist mir, als sähe ich die große und heilige Gestalt des Herrn daherschreiten, als habe er sein Gewand geschürzt und die Wurfschaufel in der Hand, um seine Tenne zu fegen.

10. August.

Das einfachste Christentum ist praktisch ausgedrückt: Gott über alles!

Den Nächsten wie sich selbst lieben; an Jesum Christum glauben und die Gnade Gottes und Vergebung durch ihn erlangen.

Danach dürfte sich ein jeder des Abends prüfen, so wird er wissen, wie es mit ihm steht.

a) War ich treu im Gebet, im öfteren Aufblick zu ihm unter Tages? Tat ich seinen Willen, und folgte ich ruhig seiner Führung?

b) Wie verhielt ich mich gegen meinen Nächsten? War Liebe in allem, was ich tat, redete und dachte?

c) Beide Prüfungspunkte werden mich gewiß drängen, bei Jesu Christo um Vergebung der Versündigungen, Irrtümer oder Mängel zu bitten.

So werde ich den Frieden Gottes finden, und die Liebe Gottes und Christi wird immer zunehmen!

Das ist wohl das einfachste, praktische Christentum.

Wer das treu übt, wird Frieden haben, und alles dogmatische Christentum wird ihn weder irren, noch versteinern lassen.

1872

2. Mai.

Der Weg zu Gott geht durch Kampf, Kreuz und Leiden, das ist ja in diesem Erdenleben der einzig mögliche Weg für alle, die Ihn wahrhaft aus innerstem Bedürfnis suchen. Aber: durch Christentum zu Gott. Und das ist heutzutage so schwer, und nur den „Kindern“ wird es leicht; ihrer ist ja das Himmelreich! Die Einfachheit des Glaubens ist ja die Konzentration des ganzen Menschen. Alle Bausteine menschlicher Wissenschaft bauen keinen Turm bis in den Himmel; es heißt: „Flügel her!“ „Gott, ich warte auf dein Heil!“

12. Mai.

Jetzt findet man viel mehr gläubige Prediger und Theologen; der christliche Glaube, Buße und Bekehrung, ist aber weniger zu finden, man behandelt das innere, aus Gott geborene Leben, welches eine Lebenserfahrung ist, mehr wissenschaftlich, geistreich und doktrinär.

Das Evangelium aber, das eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben, wird nicht vorzugsweise durch wissenschaftliches Denken gewonnen, sondern durch einen von Gott gewirkten, inneren Lebensvorgang, der noch heute, wie in den ersten Zeiten der Kirche, durch Buße, Glaube und Rechtfertigung zur Heiligung und zum Frieden Gottes führt. Weltreich und Gottesreich, Weltgeist und Gottesgeist, Weltkind und Gotteskind, das sind die großen Gegensätze auf der Erde, die der Weltmensch (der natürliche Mensch) gar nicht gelten läßt, weil er sie gar nicht sieht und

seiner inneren Stellung nach nicht sehen kann. Wer die Kind-schaft Gottes gewonnen hat, oder in ihr aufgenommen ist, erkennt dagegen sehr wohl, wo Welt-, wo Gottesgeist ist. Fleisch und Geist. Ich fühle recht, wie ich von dem alten, ewig wahren Wege abgekommen bin durch Überschätzung des Weltlichen und durch geistreiche theologische Lesereien; wenigstens haben diese mich oft erfreut, wenn sie recht geist-reich waren und doch nicht so gepackt, wie die alten göttlichen Lebenserfahrungen.

Loschwitz, Mai.

O hätten wir nur den rechten, einfachen, lebendigen Glauben, wir würden nicht so unser Leben lang in Zerstreuung, lau und träge dahin gehen; ich erkenne das mit tiefstem Schmerz, wie wenig mein Glaube in und außer mir gefruchtet hat, eben weil er nicht voll und gesund war, immer mit Unglauben durchzogen, oder weil er sich auf menschliche Weisheit allzuviel stützte. Ich meine damit auch theologisches Wissen selbst, das einem nicht viel nützt, wenn unser Glaube nicht unmittelbarer Art ist, sich ganz auf unseren Erlöser stützt, und aus dem innigsten und innerlichsten Lebensverkehr mit Ihm allein seine Kraft, sein Leben zieht. Der Weinstock und die Reben, so einfach und innig verbunden!

„Ich habe hier lange, lange Zeit viel Essig im Herzen gehabt, und bin ihn auch noch nicht ganz los; doch wird man allmählich milder und geduldiger, und wo wir das wahrhaft Gute und Vollkommene zu suchen haben, das wissen wir durch Gottes Barmherzigkeit. Ach, und das auch nur zu wissen, und auf dies Ziel festen Fußes in aller Einfachheit losgehen zu können, ist wahrhaftig schon ein seliges Geschenk von oben, und wir sollten alle Tage dafür danken und loben, und uns weiter führen lassen an der treuesten Hand. Wenn ich jünger wäre, würde ich wohl lieber in Süddeutschland leben, weil Land und Leute mich da besonders anheimeln. Aber würden sich nicht auch dort allmählich Schattenseiten herauskehren, und ich manches Gute vermissen, was ich hier besitze? — Es wird am Ende überall auf unsern Sinn ankommen, wie wir die Dinge fassen und aufnehmen, und Menschen sind überall — menschlich, und die Dinge eitel, aber ‚Gottes Reich‘ soll uns bleiben, und das fängt an in unseren Herzen und breitet sich aus in alle Räume und Zeiten.“

25. Mai.

Das bloße Kopfchristentum ist doch nur ein kunstreiches Gerüste zu einem Bau, der vergeblich auf sich warten läßt.

Der feinste Verstand ist nicht vermögend, ein wahrhaftes Kunstwerk hervorzubringen; oder es wird immer das Bild des Unlebendigen, des Toten an sich tragen. Jedes wahrhaft Lebendige, jedes aus dem Geiste geborene Werk entsteht aus der Vollkraft des Lebens, und entwickelt sich nach äußeren und inneren Bedingungen durch sich selbst, durch untere und obere Einflüsse. Es ist Natur und Gnade.

Natur ist sein Gesetzmäßiges und seine individuelle Beschränkung, Gnade sein schöpferisches Moment von oben und zugleich das Grundeinzige seiner Existenz. So ist auch der christliche Glaube göttliche Tat und menschliche Tat; beides zusammen (Freiheit und Notwendigkeit).

Loschwitz, den 24. September.

Nach einigen recht kalten und stürmischen Tagen ist heute wieder ein mildes, schönes Herbstwetter eingetreten, die „stillen Tage“, von denen Uhland singt, die ich auch so liebe. Ich gehe immer meine gewöhnlichen Wege, an dem Waldrande hin, wo man in die stille, duftige Ferne sehen kann. Ich habe da immer das kleine Psalmenbüchlein bei mir, das die gute, selige Marie in ihren letzten Wochen brauchte und bei sich trug. Ich habe die Psalmen erst in diesen letzten Monaten recht verstehen und brauchen gelernt. Sie sind keine Kunstpoesien, sondern aus dem tiefsten Herzensbedürfnis entsprossen, und sprechen in ähnlichen Lagen gerade die Worte aus, die einem auf der Zunge liegen. Ich empfinde es auch recht tief, wenn ich bei den jetzigen, sternklaren Nächten vor unserem Häuslein noch einhergehe und in das Gefunkel hineinsehe, welch Glück und welchen Trost wir haben in unserem Elende, daß wir mit unserem Geiste dort oben vor eine Gnadenpforte treten können, die uns Christus erschlossen hat, und wo wir auch in Kreuz und Elend einen Segen um den anderen aus der Segensquelle holen dürfen.

26. September.

Es muß einst ja alles Trübe schwinden, dem Redlichen *muß* der Sieg werden, wie wir zuversichtlich überzeugt sind, daß der ganze Weltlauf durch alle Finsternis zum Lichte, durch Kampf zum Sieg führen muß. Denn das ist Gottes Wille. Nach den neueren Naturwissenschaftlern und Philosophen ist's freilich anders; da heißt das Leben des einzelnen wie die Entwicklung der Geschichte nichts anderes als: aus dem Regen in die Traufe kommen; das ist die Vernunft in

der Geschichte!! Doch reden sie das vielleicht nur prophetisch von sich und von ihrem Holzwege aus; und da ist es denn wirklich so.

1873

Welcher starke oder schwache Denker ist heutzutage nicht heimgesucht mit Zweifeln, wo die Macht des Unglaubens, so angewachsen, eine wirkliche Macht geworden ist, wie selten zuvor, und es ist nicht leicht, sich ihrer ganz zu erwehren. Hat es nicht der Herr auch vorausgesagt, daß diese Anfechtungen in letzten Zeiten immer schwerer kommen würden, so daß selbst die Seinen erliegen könnten, wenn Er sie nicht hielte? Ein redlich suchender, aber von Zweifeln angefochtener Mensch kommt mir manchmal vor wie ein Künstler, in welchem der Geist arbeitet, das Kunstwerk zu schaffen. Man ist krank dabei, denn es will sich nicht gestalten und macht einen ganz weh über das Suchen und Tasten in einer Tiefe, wo man keinen Grund fühlt und findet. Endlich kommt's einmal über Nacht, wie im Schlafe, man fühlt Land, Boden unter den Füßen, und siehe, ich schaue wie leibhaftig vor mir, was ich so lange, lange gesucht. Und von diesem Punkte geht dann eine andere Arbeit los, aber es ist weniger ein Suchen, es ist das Gefundene, oder von oben Gegebene gestalten. Der Glaube wirkt immer Friede und Freude im heiligen Geist, und wo die sind, da ist gut sein, und hat aller Hader ein Ende. Leider aber ist unser Herz so veränderlich, und wir suchen dann wieder mit äußerlichen Gründen den Glauben niet- und nagelfest zu machen; aber das sind Brotnägel, die immer abfallen, wenn man was daran hängen will. Ach, so geht es mir ja auch, und ich schäme mich, daß ich's sage: Mein Heiland hat mich siebenzig Jahre geführt, und doch bin ich so oft eigene Wege gelaufen und habe so wenig bei ihm gelernt durch meine Schuld. Nun bin ich alt und schwach und fange seit zwei Jahren wieder beim Abc an! Was hätte ich zu des Meisters Füßen lernen und welchen Segen haben können! Und bei alledem hat Er mich nicht gelassen, sondern mich im Alter wieder heimgesucht, und nun will ich Ihm treu bleiben, trotz Zweifel und Teufel. Weiter kann ich meiner physischen und geistigen Schwachheit wegen ohnedies nichts, aber treu kann ich sein, und zu Ihm bitten und beten. Innerlich absagen allem, und schlecht und recht, einfältig und demütig Seine Wege gehen, die Wege, welche Er uns täglich zeigt. Ich habe mich auch der vielen geistlichen Lesereien ent schlagen, sie verderben nur den Magen. Sailers Gebetbuch, Kempis und der alte Claudius tuen mir am wohlsten, und vor allem die Bibel.

1874

25. Oktober.

Das Christenleben ist doch eine Schleifanstalt, in welcher der Stein längere oder kürzere Zeit geschliffen werden muß, um die rechte Lichtempfänglichkeit zu gewinnen; und das Geschliffenwerden tut oft recht weh. Das, was man so für gewöhnlich böse Zeit nennt, ist doch immer diejenige, die den inneren Menschen am meisten fördert. Es kommt ja alles darauf an, wie man's braucht, wie in der Kunst es der Stoff auch nicht tut, sondern wie man ihn zu fassen und zu gestalten weiß; das Leben bleibt immer das größte und schwerste Kunstwerk, und es wird meist recht miserabel verpfuscht. Alles aus geistiger Trägheit, oder bei den meisten gar aus niederer Sinnesart.

Silvester.

Heut abend um die Mitternacht wird es fünfzig Jahre, ein halbes Jahrhundert, daß ich in Rom mit Maydell, Hoff und Thomas beisammen war, und mir in der Finsternis, die mich mit Bangen erfüllte, ein helles Licht aufging, und meinem Leben ein fester Grund und ein höchstes Ziel gegeben wurde. In jener Nacht fand ich den Weg zu Gott und unserm Herrn Jesu Christo; ich war wie ein aus wilder See Erretteter. O, wie glücklich, wie neu geboren fühlte ich mich da! Es hat mich diese Lebenserfahrung auch nie mehr verlassen, aber wie reicher würden die inneren Resultate meines Glaubens gewesen sein, wäre ich treuer gewesen!

Die letzten Lebensjahre haben mich zu tieferer Einkehr und Prüfung geführt; ich danke Gott von Herzen dafür und fühle in mir einen Frieden und ein Glück, wie es die Welt nicht geben kann. Der Herr sei ewig dafür gelobt!

1875

Die Kirche ist nicht wie ein Baukasten, in welchen alle vierecketen Formen hineinpassen und aufbewahrt werden, um sie vor dem Zerstreuen zu schützen, sondern ein großer Baum mit Wurzel, Stamm, Ästen, Zweigen, Blättern, Blumen und Früchten in allen Richtungen und doch von einem Lebensprinzip gezeugt, genährt, erhalten, neuer Gestalten fähig, wachsend unter dem Himmel.

Könnte der Protestantismus nicht dem Urstamm okuliert werden? Der Baum unterliegt freilich auch Krankheiten; es kann aller Saft so sehr in Holz und Laub gehen, daß er keine Früchte trägt. Der Organismus der katholischen Kirche

kann mit Schmarotzergewächsen so überwuchert werden, daß die Lebenskraft in diese geht und keine Blätter und Blüten mehr erzeugen kann. Das ist auch Verweltlichung. Die katholische Kirche kann tyrannisieren, Gewissenszwang üben. Gott aber sitzt im Regimente. Die Strafe der alten Kirche war die Reformation, der Bruch der Christenheit in zwei Hälften. Die Strafe des eigenmächtigen Abtrennens von der Kirche, welche Christus und die Apostel gegründet haben, war die Unmöglichkeit kirchlicher Gestaltung, das Verzetteln in subjektiven Ansichten, die sklavische Abhängigkeit von der weltlichen Macht. Gott straft die Sünden beider, eines durch das andere, und legt zugleich in diese selbstverschuldeten Züchtigungen Segen- und Heilmittel; denn die katholische Kirche belebt sich an der protestantischen in der Lehre, der Protestantismus erhält sich gegen Unglauben und Weltmacht durch die feste Gestalt der katholischen Kirche und Christenheit. Jetzt erkenne ich mehr und mehr, wie Christus allein die lebendige Quelle ist, an welche ich mich zu halten habe, wie das, was wir Christentum nennen, ein mit Christo verborgenes Leben ist, ein Quellwasser, klar und rein, ohne Geschmack und Farbe, aber erfrischend und stärkend zum ewigen Leben. Kirchen und Konfessionen mit ihren Dogmen und Kulten tragen den Schatz in irdenen Gefäßen, und das reine Quellwasser, welches *Er* spendet, nimmt den Beigeschmack des Gefäßes an, bald so, bald so. Das ist das Menschliche daran. Es ist nicht zu verachten, denn es ist oft ein Segen darin; aber wer endlich *rein aus der Quelle schöpft*, wird nicht irren und wird großen Frieden haben.“

Bekennnis.

Waldweg, Loschwitz, den 8. Oktober.

Gott wohnt in einem Lichte, dazu niemand kommen kann. Allem menschlichen Denken, allem Vorstellen unerforschlich, unerreichbar. Er *ist* — das ist der Grundanfang alles Glaubens. In Christo Jesu erkenne ich das größte göttliche Geheimnis in dieser Welt. Er ist der Abglanz Seines Wesens, der Widerschein Seiner Herrlichkeit. Um gerader zu reden: Wenn Gott Mensch geworden wäre, der Ewige in die Endlichkeit eingetreten wäre, könnte er anders sein als Jesus Christus? Gibt es ein Höheres, auch nur in Gedanken? Und ist Sein Erdenleben nicht göttlich und schon über alles Menschendenken erhaben? Erscheint in Ihm die Weisheit, die Liebe, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit, die Gnade und Wahrheit nicht leibhaftig? Welcher Vernünftige könnte dem widersprechen? Zur Zeit, als ich den Herrn gefunden, oder Er mich gefunden und Sich mir in meiner großen Schwachheit zu erkennen

gegeben hatte, fragte man nicht nach der Kirche, nach Konfession, sondern nur: Hast du deinen Heiland gefunden, hast du Ihn lieb, und ist es dein ganzes Leben und Bestreben, Ihm nachzufolgen in gläubigem Gehorsam?

Gastein, den 30. August.

Als ich aus der Kirche kam, trat eine Dame freundlich auf mich zu, nahm meine Hand, die ihr und ihrem Hause (nach ihren Worten) so viel Freude verschafft habe. Das rührte mich tief, gerade jetzt nach dieser Predigt über 1. Kor. 13. Denn ich dachte daran, wie wenig ich doch besondere Werke der Liebe getan, und wie mein Leben viel zu arm daran sei usw. und nun kommt die liebe Frau und dankt für ein Liebeswerk, das durch meine Kunsttätigkeit, mir unbewußt, ihrem Hause geworden . . . Da zeigt mir der liebe Gott, daß die Gabe, die er mir geschenkt, eine Liebesspende für so viele geworden ist und ferner noch sein wird, ein Werk („Fürs Haus“), welches ganz aus der Fülle des Herzens kam, wo ich frei und ungebunden die von Gott verliehene Gabe gebrauchen konnte, wie es mir eingegeben war. Das ist Gnade und mußte mich sonderbar ergreifen.

Das Beste im Menschen kommt aus einem Grund des Unbewußten. In Kunst, Wissenschaft wie im sittlichen Leben.

Die genialen Gedanken großer Künstler nennen wir Eingebung, sie kommen aus dem Grund des Unbewußten in glücklichen Momenten, wie ein Blitz. Begeisterung ist dasselbe.

Ein Mensch, der sich seiner Vorzüge stark bewußt wird, schädigt dieselben dadurch, ja es kann sich dies bis zum geistlichen Hochmut steigern. Ein Handeln und Leben aus diesem innersten Grund des individuellen Seins heraus ist das Naive, ist die wahre Natur, wogegen das bewußte, reflektierte Leben von des Gedankens Blässe angekränkelt ist. Es ist nicht reine Natur, nicht das Ursprüngliche, sondern mit einem Konglomerat von bewußten Bildungselementen durchzogen, und so fehlt ihm die Einheit, das Organische.

Christus sagt: „Wenn ihr nicht umkehret und werdet wie die Kinder, so könnet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“

Das Kind lebt noch ganz im Unbewußten. Von seiner Anspruchslosigkeit oder Demut hat es kein Bewußtsein. Vornehm oder gering ist bei ihm gar nicht vorhanden.

Christus gibt kein System der Moral, predigt überhaupt nicht Moral, sondern dringt auf eine Veränderung, eine Umkehr im innersten Zentrum des Menschen, eine Veränderung der Gesinnung, Wiedergeburt.

Die Wiedergeburt ist deshalb ein Geheimnis, ein göttliches Wunder im Menschenherzen, denn sie kann ebensowenig willkürlich gemacht werden, wie man willkürlich sich nicht wahrhaft begeistern, oder einen genialen Gedanken haben, oder eine große Erfindung machen kann. Aber sie kann und muß vom Menschen vorbereitet werden; der Mensch kann durch ein ernstes, innerliches Zusammen disponibel dafür werden. Doch auch da müssen Lebensführungen, Inneres und Äußeres zusammenwirken, um den rechten Moment herbeizubringen. Es ist also immer ein Werk der Gnade, jedoch nicht ohne Zutun des Menschen. Gottes Wirken und des Menschen Trachten schlingen sich hier in so feine Fäden zusammen, die nicht mehr mit dem Verstand zu lösen sind, und deshalb ein göttliches Geheimnis bleiben. Beten und Fasten — innerliche und äußerliche Vorbereitung, können der Geburt des Lebens aus und in Gott die Wege bahnen.

„Und als die Zeit erfüllet war.“

Die Geschichte der göttlichen Offenbarung verhält sich ganz so wie ein Samenkorn. Es ist die Geschichte des Gottesreiches auf Erden. Wir sehen im Alten Bunde, wie dieses vom kleinsten Anfang ausgeht, sich allmählich reicher entwickelt, in Zweige auseinander legt und endlich im Hauptstengel die Blüte hervorbringt. (Paradies, Abraham, Christus.) Die ganze Geistesfülle, die im Samenkorn enthalten war, hat die Höhe erreicht und in ihrer vollen Schönheit sich dargestellt. Die Geschichte der Kirche ist nur die Frucht- und Samenbildung.

1877

Loschwitz, 16. Juni.

Hätte ich Fausts Mantel, so möcht' ich wohl von Herzen gern in Boll sein und hören, was mich anregt und aufbaut. Der gesegnete Eindruck, den der liebe, teure Blumhardt macht, ist doch nichts anderes, als die Wirkung des Geistes Christi selbst, der in ihm Leben und Wahrheit geworden ist. Wenn wir das rechte Verlangen haben, können wir bei dem Heiland selbst alles holen und empfangen, was uns fehlt, was wir bedürfen, und soviel wir zurzeit imstande sind aufzunehmen. Ich bin jetzt wie ein alter abgestorbener Stock am Wege und lebe von dem Moose, was sich an mir ansetzt, und von der Erde, die mir noch etwas Lebensfähigkeit zuführt, aber produzieren kann ich gar nichts, kein Blatt und keine Frucht. Doch ist's nicht ganz so schlimm, wenigstens schenkt mir Gottes Gnade viel Friede, Andacht und Freude, und ich

fühle mich glücklich, und verborgenes Leben durch Christum mit Gott, — diese Freude — habe und genieße ich einsam, und kann mit niemand so recht davon sprechen, wovon das Herz voll ist . . .

Reit im Winkl, 29. August.

Bei alledem habe ich manche große und wundervolle Eindrücke aus der nächsten Umgebung eingeheimst, die ich nicht vergessen werde; auch hat mich die fremde Umgebung und der Wechsel derselben nicht wie früher zerstreut, sondern der Eine und Einzige ist mir immer nahe gewesen, und das Leben meines Lebens. Das ist große Gnade und stille Freude! — Warum habe ich das doch früher nicht gehabt, oder nur für Momente!? Es ist doch nur die Untreue, die einen um dies innere wahre Leben gebracht hat. Das Wünschen und Begehren nach außen hin minderte sich und damit wuchs das, was ewig bleibt.

In meinem inneren Leben erzeugt mir Gott große Gnaden, und sie machen das Herz recht fröhlich und glücklich.

1879

Loschwitz, 4. Juli.

Es sind recht schwere und widerwärtige Dinge seit Monaten über mich hereingebrochen, aber Gott hat bisher hindurchgeholfen und wird es ferner. Es hat mich recht ins Gebet getrieben, und täglich erfahre ich Durchhilfe und Sein Nahesein.

Das noch sehende Auge ist jetzt auch mit einem Fleck überzogen, ich sehe nur ganz wenig und sehr verworren. Der Arm schmerzt und die Hand ist ohne Kraft, den linken Fuß kann ich wenig brauchen. Dazu das Gehör schwach und wenig Schlaf.

Aber gelobt sei mein Gott, der mir geistig und leiblich recht gnädig ist und das Herz immer wieder fröhlich macht.

1881

17. September.

Der Glaube ist freilich eine Kraft Gottes und sollte sich auch bei den Gläubigen als solche zeigen und bewähren; allein das dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß der Glaube seine Entwicklungsstufen, Anfang und Fortgang hat, und bei den Treuen zu seiner Vollendung kommt. Die Schwachgläubigen sollen wir tragen, wie wir uns selbst ertragen müssen, wenn es nicht immer geht, wie wir gern wollten. Wie

oft schilt der Herr seine Jünger ihres Kleinglaubens wegen. Und macht unsere vielleicht tiefere Erkenntnis uns denn wirklich immer stärker im Glauben, daß dieser sich als Kraft durch innere und äußere Werke vollständig dokumentiere? In dem fortwährenden Kampf mit unserer niederen Natur, in der Kraft des Geistes vom Herrn, darin besteht wohl vorderhand am meisten unser echtes Glaubensleben, und der alte Claudius meint, er sähe am meisten darauf, was er noch abtun müsse, um recht glauben zu können, weil, wie Shakespeare sich ausdrückt: „Das Schmutzkleid Sterblichkeit, das uns grob umhüllt“, uns immer träge macht, der Stimme von oben zu folgen. Freilich, wer bloß eine Glaubensformel akzeptiert und sie in getroster Faulheit bei sich liegen läßt, den kann man auch nicht im Sinne Christi einen Gläubigen nennen.

LITERATURANGABEN

- Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie
nebst Tagebuch-Niederschriften und Briefe von Ludwig
Richter, hgb. von Heinrich Richter. 1885.
- Ludwig Richter an Georg Wigand. Ausgewählte Briefe aus den
Jahren 1836 bis 1858, hgb. von Eugen Kalkschmidt o. J.
- Ludwig Richter von Paul Mohn (Künstler-Monographien XIV)
1896.
- Ludwig Richters Zeichnungen. Mit einer Einleitung, hgb. von
Willibald Franke o. J.
- Ludwig Richter als Radierer von Walther Hoffmann. 1921.
- Ludwig Richter. Leben, Werk und Wirkung. Von Eugen
Kalkschmidt. 2. veränderte Ausgabe 1948 (die grund-
legende Biographie).
- Buntes Richter-Büchlein. 31 farbige Abbildungen nach Aqua-
rellen von Ludwig Richter. Geleitwort von Eberhard
Hanfstaengl o. J.



Wir empfehlen unsere nachstehend genannten
Verlagswerke:

DORA RAPPARD

Sprich Du zu mir

Kurze Betrachtungen über biblische Texte
für alle Tage des Jahres

7. Auflage / 392 Seiten / Halbkork DM 7,50

„Ganz kurz, ganz praktisch, immer anfassend, meist mit einer kleinen Geschichte oder einem treffenden Wort geschmückt, sind diese Betrachtungen immer ein Hinweis auf die Quelle des Lebens, auf den, der das Wort ist. Er spricht wirklich in diesen Andachten zum Leser.

Die Worte, die den Betrachtungen zugrunde liegen, stehen in innerem Zusammenhang zueinander, so daß eine Betrachtung die andere nicht verwischt, sondern dieselbe vielmehr erweitert und vertieft. Ich habe mich an den warmen praktischen Betrachtungen herzlich gefreut und wünschte, daß noch viele durch den Gebrauch dieses Buches gesegnet werden möchten.“
(Pastor E. Modersohn.)

Von der gleichen Verfasserin erschien im 31.—35. Tausend:

Frohes Alter

Alten und Jungen zur Freude und zum Nutzen

158 Seiten auf Offsetpapier / Leinen DM 5,40

„Eine silberne Schale voll goldener Früchte, ein goldener Becher voll köstlicher Weisheit, geschöpft aus dem Born ewiger Wahrheit. Wer diese Früchte ißt und diesen Wein trinkt, dessen Herz wird bewahrt bleiben vor der gräßlichen Krankheit: in Griesgram alt zu werden. Wir möchten der Verfasserin zart und doch fest die Hand drücken und ihr sagen: Du sprichst vom Altwerden wie der Blinde von den Farben, denn du bist ja nur aus der unbewußt frohen Kindheit in die bewußte Seligkeit des Kindseins geschritten.“

(Basler Nachrichten.)





EMMY VEIEL-RAPPARD

Mutter

Bilder aus dem Leben von Dora Rappard-Gobat

66.—71. Tsd. / 308 Seiten / Halbkor DM 7,—
Leinen DM 7,50

An Hand von größeren und kleineren Erlebnissen mit reizvoll eingeflochtenen Einzelzügen wird uns zunächst Dora Rappards inneres Werden vor Augen geführt. Nach dem feierlichen, von der großen inneren Erfahrung ihres Lebens berichtenden Kapitel „Es ist vollbracht“ und der lieblichen, glaubensstärkenden Verlobungsgeschichte wird sie uns dann als Gattin und Mutter, seelsorgerliche Anstaltsvorsteherin, Evangelistin und Vereinspflegerin und nicht zuletzt als geistliche Dichterin und Schriftstellerin in ihrer so persönlichen Eigenart vor Augen geführt. Die vielen hinterlassenen Briefe, Erinnerungen und Tagebücher Dora Rappards ermöglichten es ihrer Tochter, die Mutter gerade an den bedeutsamen Lebensabschnitten selber reden zu lassen, wodurch dieses Buch besonders kostbar wird. Immer wieder steht man staunend still vor der Kraft dieser geheiligten Persönlichkeit, vor den Leistungen dieser edlen Frau, vor ihrer Tiefe und Innerlichkeit, vor ihrer echten Mütterlichkeit. Man möchte alle Männer bitten: Geht an diesem Buche nicht vorüber, schenkt es euren Frauen und Töchtern, aber lest es auch selbst!

ADA VON KRUSENSTJERNA
geb. Fürstin Barclay de Tolly-Weymarn

Im Kreuz hoffe und siege ich

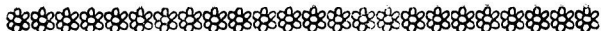
Lebenserinnerungen

6. Auflage / 243 Seiten / Halbkor DM 6,50

„Eines der wertvollsten Frauenlebensbilder, das uns das Ringen um die Nachfolge im Glanz des alten Rußland, im Dienst der Gemeinde in Deutschland und Schweden und in viel persönlichem Leiden zeigt.“

(Lic Th. Brandt, Bad Salzufen.)





Ein neuartiges Buch für die reifere Jugend:

PHILIPP KRÄMER

Das Leben winkt mir in Berlin

Fast ein Kriminalroman

192 Seiten mit vierfarbigem Schutzumschlag,
steif broschiert DM 3,50, Halbleinen DM 4,80

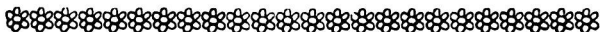
„Philipp Krämer schildert uns einen Jungen, der eben am Darmstädter Realgymnasium seine Reifeprüfung abgelegt hat und nach Berlin an die Universität geht. Der Erste Weltkrieg, in dem er seinen Vater verloren hat, ist gerade vorüber. Reinhold Stehmann, der Wandervogel und Idealist, gerät in Berlin in den Taumel der Inflation, in einen Kreis geistig hochstehender, aber moralisch bedenkenloser Schauspieler und Literaten, wird Rauschgiftschmuggler und erlebt schließlich seine religiöse Erweckung im Kreise junger Menschen der christlichen Jugendbewegung. In langsamer Steigerung wird die Handlung immer spannender, ja aufregender, bis eine aufgewühlte Seele heimkehrt in den Frieden mit Gott. Philipp Krämers Roman ist keiner von denen, die die Menschen ausziehen und dann frierend sich selbst überlassen, es ist vielmehr ein Buch der Lösung und Befriedung.“



„Eine beispielhafte Erzählung der großen Umkehr und Heimkehr zum Sünderheiland, der das Ende unserer verfehlten, alten und der Anfang einer ganz neuen Existenz ist.“
(Weg und Wahrheit.)

„Eine beispielhafte Erzählung der großen Umkehr und Heimkehr zum Sünderheiland, der das Ende unserer verfehlten, alten und der Anfang einer ganz neuen Existenz ist.“
(Dr. Dr. Avemarie, Neukirchen.)

„Krämer predigt nicht; im sicheren Besitz seiner erzählerischen Mittel greift er hinein ins volle Menschenleben und gestaltet knapp und klar. Seiner Gabe sind viele junge Leser zu wünschen.“
(Wilhelm Horkel.)



HANS FRIEDRICH LAVATER

Bad Boll

durch dreihundertfünfzig Jahre (1595 – 1945)

und

Beide Blumhardt (1805 – 1919)

Historisches und Erlebtes

160 Seiten mit Abbildungen

Kart. DM 3,50; Halbleinen DM 4,40; Leinen DM 5,25

Dies gediegene Büchlein hat seinen Wert darin, daß es uns ein Bild der beiden Blumhardt im Zusammenhang mit der Gesamtgeschichte von Bad Boll zeichnet. Es führt daneben in erfreulicher Kürze ein in das Kraftfeld der umfassenden Reichs-Gottes-Theologie dieser beiden Großen und hebt damit einmal heraus aus dem engen Rahmen bloß persönlichen frommen Denkens... (Pfarrer Dr. Müller, Hilchenbach.)

Hans Friedrich Lavater bietet im vorliegenden Büchlein etwas Originales und Besonderes... Nach einer kurzen Schilderung der Gründung und Geschichte des „Wunderbades“ in einem ersten Abschnitt erzählen zwei weitere Abschnitte von Blumhardt Vater und Sohn, ihrem Leben und ihrer Gemeinde Möttlingen mit ihren Früchten und Konflikten, der außerordentlichen Bevollmächtigung zum Priesteramt an Ungezählten, der Loslösung aus Möttlingen und Übersiedlung nach Bad Boll, der dortigen segensreichen Arbeit, der Nachfolge des Sohnes und seiner weitreichenden Tätigkeit, seiner Begegnung mit dem Sozialismus und seinem Unverstandenbleiben... Eine sorgfältig und feinsinnig zusammengestellte Konkordanz von Gedanken und Aussprüchen führt in Geist, Wesen und Botschaft dieser Gotteszeugen ein...

(Pfarrer P. Colditz, Bad Boll.)

Mit Otto Funcke auf Reisen

Erlebte Geschichten dahelm und draußen

27.—31. Tausend / 184 Seiten / Halbleinen DM 4,80

Wie man glücklich wird und glücklich macht

Geschichten und Erfahrungen

37.—43. Tausend / 176 Seiten / Halbleinen DM 4,80

Aus reicher seelsorgerlicher Erfahrung, mit viel Menschenkenntnis und mit köstlichem Humor zeigt der Verfasser seine Kunst, im Plauderton das Tiefste zu sagen. Die Sprache ist lebendig und fesselnd.

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder

Dies sind kleine, nicht teure, doch gut geschriebene Lebensbilder, die recht empfohlen werden können. Gerade unsere Jugend sollte solche Lebensbilder lesen, um daraus die Wirklichkeit und Schönheit des echten Christentums zu lernen. „Evang. Allianzblatt“.

Ihr wertvoller Inhalt und die geschmackvolle Ausstattung lassen die Bändchen als preiswerte Geschenke besonders geeignet erscheinen.

Nun sind sie wieder da, die schon früher so beliebten äußerlich schmucken und inhaltlich wertvollen Bändchen der Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ (früher: „Menschen, die den Ruf vernommen“)... Wir sollten uns in unseren Tagen mehr denn je der Männer und Frauen entsinnen, die als wahrhafte Zeugen des gegenwärtigen Gottes ihren Lebensweg gingen. Welche Kraft und welcher Segen von Persönlichkeiten ausgeht, die ununterbrochen in direkter lebendiger Gemeinschaft mit unserem Herrn Jesus Christus stehen, davon legen diese Lebensbeschreibungen ein beredtes Zeugnis ab. Es ist etwas Köstliches, diese Büchlein zu lesen ... ich wünschte sie in jedes Haus, insbesondere aber in jede christliche Familie. „Die Jugendhilfe“.

Diese Bändchen sind hübsche und bewährte Geschenkbüchlein, deren Wollen damit gekennzeichnet ist, hier „Heilige im biblischen Sinn, welche durch die Gnade frei und froh geworden sind“, vor die Augen des Lesers zu stellen, „deren Leben ein Gott wohlgefälliger Gottesdienst ist und die zum Segen ihrer Mitmenschen werden“. *In diesem Büchlein stecken Schätze für die Geschichte christlicher Frömmigkeit und Erkenntnis. „Für Arbeit und Besinnung“.*

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Bisher sind erschienen:

- | Band | Band |
|--|--|
| 1 Bodelschwingh , Ein Lebensbild für unsere Zeit. Von Pastor Ernst Senf. (14.—23. Tsd.) 80 S. | 20 Curt von Knobelsdorff , Der Herold des Blauen Kreuzes. Von Pastor Ernst Bunke. 80 S. |
| 2 Pastor Wilhelm Busch , Ein fröhlicher Christ. Von Pastor Wilhelm Busch. (21.—30. Tsd.) 76 Seiten. | 21 Henriette Frein von Seckendorff-Gutend , Eine Mutter der Kranken und Schwerkräftigen. Von Heinrich Petri. 80 Seiten. |
| 3 Johann Christoph Blumhardt , Von Dr. Alo Münch (11. bis 20. Tsd.) 96 S. | 22/23 Jakob Gerhard Engels , Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu. Von Pastor Arno Pagel. 104 Seiten. |
| 4 Carl Hilty , Ein Freund Gottes. Von Dr. Friedrich Seebaß. 76 S. | 24 Elias Schrenk , Der Bahnbrecher der Evangelisation in Deutschland. Von Johannes Weber. 80 S. |
| 5 Samuel Keller , Gottes Werk und Werkzeug. Von Pastor E. Bunke. (2. Aufl.) 87 S. | 25/26 Markus Hauser , Ein Hoffnungsleben. Von Albert Jung-Hauser. (3. Aufl.) 96 S. |
| 6 Was ich mit Jesus erlebte . Von Marg. Wurmb v. Zink. (22.—31. Tsd.) 80 S. | 27/28 Ludwig Richter , Künstler und Christ. Von Dr. Friedrich Seebaß. 104 S. |
| 7/8 Matthias Claudius , Der Wandsbecker Bote. Von Dr. Friedrich Seebaß. 115 S. | 29/30 Ludwig Hofacker , Gottes Kraft in einem Schwachen. Von Pastor Arno Pagel. 104 S. |
| 9/10 Mathilda Wrede , Die Freundin der Gefangenen und Armen. Von Dr. Friedrich Seebaß. 104 S. | 31/32 Gräfin Waldersee, Tante Hanna, Mutter Fischbach , Drei Frauen im Dienste Jesu. Von Pastor Arno Pagel. 96 S. |
| 11 Heinrich Jung-Stilling , Wanderer an Gottes Hand. Nach Marg. Spörlin. 80 S. | 33/34 Johann Friedrich Oberlin , Der Patriarch des Steintals. Von Carl Heinz Kurz. 96 S. |
| 12/13 Paul Gerhardt , Der Sänger der evangelischen Christenheit. Von Dr. Friedrich Seebaß. 112 S. | 35/36 Franziskus von Assisi , Der Herold des großen Königs. Von Carl Heinz Kurz. 96 S. |
| 14 Johann Sebastian Bach , Der Thomaskantor. Von Dr. Friedrich Seebaß. 72 S. | 37 C. H. Spurgeon , Prediger von Gottes Gnade. Von Pastor Ernst Bunke. (2. Aufl.) 80 S. |
| 15 Schwester Eva von Tielewinckler , Die Mutter der Vereinsamen. Von Alfred Roth. 80 Seiten. | 38 D. Walter Michaelis , Nachlese von jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums. 80 S. |
| 16/17 D. Otto Funcke , Ein echter Mensch, ein ganzer Christ. Von Pastor Arno Pagel. 112 S. | 39 Pestalozzi , Mensch, Christ, Bürger, Erzieher. Von D. Otto Eberhardt. (2. Aufl.) 88 S. |
| 18/19 Toyohiko Kagawa , Der Samurai Jesu Christi. Von Carl Heinz Kurz. 112 S. | |